

Vom fürsten Bismarck und seinem haus

Eugen Wolf

Eugen Wolf

Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus

ZWEITE AUFLAGE

Egon Fleischel & Co
Berlin

Vom Fürsten Bismarck
und seinem Haus



Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus

Tagebuchblätter

von

Eugen Wolf

Mit drei Porträts und einem Brief in Faksimile

Zweite Auflage

EGON FLEISCHEL & CO. BERLIN W

1904

MEINEM FREUNDE

DEM MAJOR

DOCTOR HERMANN VON WISSMANN

GOUVERNEUR Z. D.

IN DANKBARKEIT

UND

ZUR ERINNERUNG

AN UNVERGESSLICHE TAGE

BEI DEM

GROSSEN KANZLER

MUENCHEN 1904. DER VERFASSER.

Eugen Wolf.

Vorwort des Verfassers

Nur wenig private Äusserungen des Fürsten von Bismarck über die deutsche Kolonialpolitik und damit verknüpfte Fragen sind in die Welt gedrungen.

Nur wenigen Deutschen ist es bekannt, wie unendlich natürlich und unbefangen sich der Verkehr in dem Hause dieses grössten aller Deutschen gestaltet hat.

Nur die intimsten meiner Bekannten wissen, dass Fürst und Fürstin Bismarck mich gerne bei sich sahen.

Da ich es dem Andenken des grossen Mannes schulde, über denkwürdige Begegnungen mit dem Begründer des deutschen Reiches nicht zu schweigen, übergebe ich meine Erinnerungen jetzt der Öffentlichkeit.

München
am siebenten Todestage des Fürsten,
im Jahre 1904.

Eugen Wolf.

1885 – 1889

Dank des Reichskanzlers für Sendungen von Sammlungsgegenständen.

Erste Begegnung mit dem Fürsten von Bismarck im Sachsenwald.

Erster Besuch bei dem Reichskanzler in Friedrichsruh 4.–8. Dezember 1888.

Einladung zu Tisch bei dem Fürsten in Berlin am 16. Januar 1889.

Im Jahre 1885 von Westafrika und dem Kongo in die Heimat zurückgekehrt, wurde ich während meines Aufenthaltes in Paris von dem damaligen deutschen Botschafter, Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst, welcher sich über die Verhältnisse am Kongo zu unterrichten wünschte, empfangen. Die Auskünfte, die ich dem Botschafter gab, schienen ihm so bedeutsam, dass er darüber dem Reichskanzler, Fürsten Bismarck, nach Berlin berichtete.

Zu Neujahr 1885 sandte ich an den Reichskanzler Fürsten Bismarck verschiedene ausgesuchte Sammlungsgegenstände von meiner Reise in Südamerika, sowie mit Halbedelsteinen eingelegte Waffen und andere Gegenstände aus Kleinasien. In Erwiderung dieser

Aufmerksamkeit empfing ich das nachstehende Schreiben aus dem Spezialbureau des Reichskanzlers:

Berlin, den 10. Januar 1885.

Euer Wohlgeboren benachrichtige ich ergebenst, dass der Herr Reichskanzler die Ihrem gefälligen Schreiben vom 31. Dezember vorigen Jahres beigefügte interessante Sendung erhalten und mich beauftragt hat, Ihnen für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit sowie für Ihren freundlichen Glückwunsch seinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Graf zu Rantzau,
Wirklicher Legations-Rat.

Ermüdet von der westafrikanischen Reise, suchte ich in der Umgebung von Hamburg Waldluft auf. Eines Spätnachmittags ging ich, eine leichte dunkelblaue Tuchjoppe, das österreichische sogenannte Kommodjackerl, tragend, im Sachsenwalde spazieren und stand unschlüssig vor einem Wegweiser, als Fürst

Bismarck, mit ihm sein Sohn Bill, auf mich zutrabten. Der Fürst hielt das Pferd an.

„Haben Sie Ihren Weg verloren?"

„Jawohl, Durchlaucht, ich will nach Schwarzenbeck."

„Dann müssen Sie nicht nach der Sonne zu" (dieselbe war eben im Sinken), „sondern nach Osten gehen" — und ein Stück neben mir her reitend: „So, jetzt habe ich Sie auf den richtigen Weg gebracht."

Das war meine erste Begegnung mit dem Fürsten Bismarck.

Im Herbst 1885 sandte ich, nachdem ich die mitgebrachte ethnographische Sammlung geordnet und einen Teil davon den Staatsmuseen zugewiesen hatte, interessante Schaustücke an den Reichskanzler Fürsten Bismarck, worauf mir folgendes Schreiben zuging:

Varzin, den 18. September 1885.

Euer Wohlgeboren bin ich beauftragt, den verbindlichsten Dank des Fürsten Bismarck auszusprechen für die liebenswürdige Aufmerk-

samkeit, welche Sie dem Fürsten wiederum durch Übersendung interessanter Gegenstände aus dem Kongogebiet erwiesen haben. Dieselben werden in Schönhausen aufgestellt werden und einen wertvollen Bestandteil der dortigen Sammlungen bilden.

Graf zu Rantzau,
Geheimer Legationsrat.

Im Laufe des Jahres 1888 übersandte ich, von einer Forschungsreise und Jagdexpedition durch die Indianerstaaten Nordamerikas, sowie Mexikos, Yucatans und so weiter nach Deutschland zurückgekehrt, wiederum dem Reichskanzler Sammlungsobjekte. Hierauf bezieht sich nachstehendes Schreiben aus dem Spezialbureau des Reichskanzlers:

Berlin, den 8. November 1888.

Euer Hochwohlgeboren bin ich beauftragt, den verbindlichsten Dank des Fürsten Bismarck für die ihm wiederum freundlichst zugedachte interessante Sendung auszusprechen. Seine

Durchlaucht würde bitten, die Sachen an Herrn Administrator Kohnert nach Schönhausen an der Elbe zu senden, wo sie bei den früher von Ihnen gewidmeten Gegenständen Aufstellung finden sollen.

Mit vorzüglichster Hochachtung
Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
von Schwartzkoppen,
Legations-Rat.

Eine fernere Aufmerksamkeit gegen den Fürsten Bismarck bestand in der Übersendung der Friedenspfeife, die bei Gelegenheit einer Strafexpedition gegen die Indianer zwischen dem amerikanischen Kommandanten und der Indianer-Häuptlingsfrau in meiner Gegenwart geraucht worden war. Hierauf ging mir unterm 28. November 1888 ein verbindliches Dankschreiben aus dem Auswärtigen Amte zu.

Im Herbst 1888 war ich, von Leutnant Wissmann aufgefordert, ihn bei der Emin

Pascha-Expedition zu begleiten, in Berlin mit der Ausrüstung für dieselbe beschäftigt.

Ich lasse von jetzt ab mein Tagebuch sprechen:

Friedrichsruh, den 4. Dezember 1888.

Aus Friedrichsruh, woselbst sich der Reichskanzler Fürst Bismarck aufhält, trifft in Berlin ein Telegramm ein, Wissmann möchte heut noch dorthin kommen. Wir fahren nachmittags ab, und sind abends in Friedrichsruh. Wissmann geht direkt ins Schloss, ich ins Landhaus (den Krug), wo ich übernachte, da ich den Befehl Seiner Durchlaucht abwarten will.

Friedrichsruh, den 5. Dezember 1888.

Wissmann hat eine schlechte Nacht gehabt, da die schneidende Kälte auf der Reise von Berlin hierher sein Asthma verschlechterte. Geheimrat Doktor von Rottenburg, der Chef der Reichskanzlei, kommt heute vormittag in das Landhaus und teilt mit, der Fürst und die Fürstin hätten ihre Verwunderung darüber

ausgesprochen, dass ich gestern nicht gleich mit ins Schloss gekommen sei. Fast gleichzeitig kommt ein fürstlicher Diener, der den Auftrag hat, meine Sachen zusammenzupacken und ins Schloss zu tragen.

Beim Frühstück sehe ich zum ersten Mal den eisernen Kanzler in seinem Tuskulum. Er empfängt mich hoch aufgerichtet, reicht mir die Hand und sagt: „Ihr Quartier war mangelhaft, daran sind Sie selbst schuld.“ Als ich schüchtern bemerkte, ich hätte auf meinen Reisen schon schlechteres Lager gehabt, meinte er: „Aber gewiss keine kürzeren Betten.“ Der Fürst musterte mich mit durchdringenden Blicken, mir war zumut, als ob dieselben meinen Kopf durchbohrten. Ich hatte Bismarck in Berlin wiederholt in Uniform gesehen, auch gelegentlich im Reichstag, und vor drei Jahren zu Pferde im Sachsenwald flüchtig gesprochen. Nun aber hatte ich Gelegenheit, ihn von einer mir ganz neuen Seite zu sehen, als einen Landedelmann im Kreise seiner

Familie, in langem Gehrock mit weisser Binde, der in seinem liebenswürdigen Auftreten und in seinen verbindlichen Formen an alles eher erinnerte als an einen dämonischen Übermenschen. Ich wurde der Fürstin vorgestellt und dann der weiteren Tischgesellschaft, welche sich zusammensetzte aus dem Landrat von Bülow und seiner Frau, der Freifrau von Spitzemberg, Witwe des früheren württembergischen Gesandten in Berlin, der Gräfin Rantzau, Rottenburg und Wissmann.

Das Frühstück bestand aus zwei Abteilungen, kalter und warmer Küche. Auf der Mitte des Tisches stand, als man sich setzte, eine grosse Blechdose, gefüllt mit russischem Kaviar, den tags vorher ein von Petersburg zurückgekehrter Kurier gebracht hatte; ferner vom Gute des Fürsten in Varzin angekommene hausgemachte Würste verschiedener Art, in Bouillon eingelegte Heringe, Anchovis, Kartoffelsalat, Butter und in einer Schüssel eine grauweissliche mit Grün durchsetzte Masse.

Von letzterer nahm sich der Fürst eine ordentliche Portion und bot mir davon an.

Auf meine Frage, was das sei, antwortete Bismarck: „Das ist Fluhm," und auf mein erstauntes Gesicht: „Was, ein so weit gereister Mann weiss nicht, was Fluhm ist! Dann wissen Sie überhaupt nicht, was gut ist. Es ist pommersches Gänsefett, zerrieben und mit feinen Kräutern durchsetzt, es ist wohlschmeckend und bekömmlich." Im Hinblick auf die Fülle der von mir bereits verzehrten sonstigen Genussmittel verzichtete ich, eingedenk des Sprüchleins: „Was der Bauer" und so weiter auf die mir unbekannte Delikatesse. Als man sich gegen drei Uhr von dem Frühstückstisch erhob, sagte mir die Fürstin: „Ihr Zimmer ist bereit"; da ich meinte, ich könnte ja in Hamburg übernachten, weil das Schloss bereits so viele Gäste habe, bestanden der Fürst und die Fürstin darauf, dass ich bei ihnen bleiben sollte.

Ich begab mich in mein geräumiges, zwei-

fenstriges, nach dem Park zu gelegenes Zimmer. Es kommt ein Diener mit der Meldung, der Fürst erwarte mich zu einer Ausfahrt. Wissmann bleibt wegen seines Asthmas im Schlosse.

Als der Reichskanzler mich in dem eigens für den Besuch in Friedrichsruh angeschafften Zylinderhut erblickte, sagte er: „Na, Sie haben ja so 'ne Angströhre auf, die passt nicht in den Sachsenwald. Nehmen Sie eine meiner Mützen aus dem Vorzimmer.“ Die graugrüne Jagdmütze, die ich probierte, ging mir direkt bis auf die Nase, auch die nächste, eine leichte rotbraune Sommermütze, war für meinen Kopf zu weit; gleichwohl setzte ich sie auf. Der Fürst bot mir auch noch, da es draussen sehr kalt war und wir in offenem Wagen fuhren, einen Militärmantel an, wofür ich in Anbetracht meines warmen Winterpaletots dankte.

Bismarck trug einen grauen Kaisermantel mit gelbem Paspel, eine grüngraue Jagdmütze und hielt in den Händen einen Naturstock. Zum Zudecken der Füsse benutzte er eine

dicke, aus reiner Wolle mit zahlreichen eingewebten Mustern versehene Reisedecke. Dieselbe war von den Navahoe-Indianern gewebt, von mir bei Gelegenheit meines Aufenthaltes unter den Indianern Nordamerikas erworben und dem Fürsten im Laufe des letzten Jahres zugesandt worden. Der Fürst fand mich zu leicht gekleidet; er war wiederholt bemüht, auf seine eigenen Kosten mir mit der Linken einen Teil der Decke über die Beine zu legen. Der alte Tyras wird nicht mehr mitgenommen, er ist grau geworden und lahmt bedeutend; es wird dem Fürsten nahe gehen, wenn der treue Begleiter das Zeitliche segnet. Es ist rührend zu sehen, wie Tyras am Gartentor sitzen bleibt, wenn der Herr ausfährt oder ausreitet, um dort zu verharren, bis derselbe zurückkommt. Nur die Hündin Rebekka folgt uns während der Fahrt. Zunächst begleiten wir Herrn und Frau von Bülow, die im eigenen Wagen nach Hause fahren. An der Grenze des fürstlichen Besitztums verabschieden sich die Herrschaften.

Während der Fahrt richtete Fürst Bismarck an mich die Frage, ob ich mich für Landwirtschaft interessiere; als ich dies unter Hinweis darauf bejahte, dass mein Vater neben seiner ärztlichen Tätigkeit auch Ökonomie betrieben habe, liess er sich in ein längeres Gespräch über das Ameliorationsverfahren der Felder, über den Stand seiner Wintersaaten und den seiner Nachbarn, und über gewisse Parzellen der letzteren, die in seine Besitzung hineinragten, aus. Bei einzelnen besonders schönen alten Buchen liess er langsam fahren, um mich auf sie aufmerksam zu machen.

„Als ich zum ersten Mal mit Ihnen sprach,“ fuhr Bismarck fort, „hielt ich Sie für einen österreichischen Offizier,“ worauf ich erstaunt sagte: „Vermutlich war mein bayrischer Dialekt daran schuld.“ — „Nein,“ entgegnete der Fürst, „aber Sie trugen damals eine Joppe von ähnlichem Schnitt, wie sie österreichische Offiziere als Interimsuniform tragen.“ Hierauf ging der Fürst auf das Hauptthema über.

„Jetzt erzählen Sie mir einmal, wo überall in der Welt Sie schon gewesen sind. Kennen Sie auch Zanzibar? Ich bin der Ansicht, dass Stanley tot ist."

„Dieser Ansicht," erwiderte ich, „kann ich mich nicht anschliessen, ich glaube vielmehr, dass er Gründe hat, nichts von sich hören zu lassen."

„Wie weit ist Wissmanns Emin Pascha-Expedition, der Sie sich anschliessen, gediehen? Kennen Sie Emin Pascha? Was versprechen Sie sich von der Expedition?"

Ich setze dem Fürsten die Pläne Wissmanns, soweit er mich in dieselben eingeweiht hatte, auseinander. Emin Pascha kenne ich nicht; seine Befreiung hielte ich aber für eine Kulturaufgabe, der nebenbei auch ein politisches Ziel nicht abzusprechen sei. Wir könnten dort eine deutsche Interessensphäre gründen; die Stanley-Expedition verfolge gewiss nicht nur philanthropische Zwecke.

Der Fürst hörte mir aufmerksam zu; als

ich bei der Entwicklung meiner Ansichten immer wärmer und wärmer wurde, unterbrach er mich nicht ein einziges Mal. Nachdem ich geendet hatte, trat eine peinliche Pause ein; der Fürst rückte sich im Wagen etwas herum, nach mir zu, und sagte nach tiefem Atemzuge:

„S i e kennen Emin Pascha nicht und i c h auch nicht. Ist der Mann Mohammedaner, ist er Christ? Ist er Deutscher geblieben oder nicht? Will er überhaupt gerettet werden? Schicke ich einen preussischen Leutnant da hinein, so muss ich unter Umständen ihm noch mehrere nachschicken, um ihn herauszuholen. Das führt uns zu weit. Die englische Interessensphäre geht bis zu den Quellen des Nils, und das Risiko ist mir zu gross. I h r e Karte von Afrika ist ja sehr schön, aber meine Karte von Afrika liegt in Europa. Hier liegt Russland, und hier“ — nach links deutend — „liegt Frankreich und wir sind in der Mitte; das ist m e i n e Karte von Afrika.“

Dann hielt er sich den Mund mit dem Taschentuch zu. Ich war wie vor den Kopf geschlagen und dachte bei mir: Was wird Wissmann dazu sagen?

Nach einer Weile fuhr Bismarck fort: „Ich werde Wissmann vom 1. Januar ab ins Auswärtige Amt kommandieren lassen und ihn mit der Niederwerfung des Araberaufstandes an der Küste von Zanzibar, mit dem die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft nicht fertig werden kann, beauftragen. Was Sie anbelangt, so sind Sie ein freier Mann, und Sie könnten sich Peters anschliessen.“ Auf meine Erwiderung, dass ich vorziehen würde, bei Wissmann zu bleiben, bemerkte der Fürst: „Das kann ich verstehen, da Sie mit Wissmann befreundet sind.“ Mitten im Walde liess Bismarck halten: „Sie sind ja Bayer, und da werden Sie meinen Durst verstehen. Schweninger will nicht haben, dass ich denselben beim Essen stille. Und da hat der Kutscher ein paar Flaschen Münchener Bier für mich

unter dem Bocksitze mit.“ Der Kutscher hatte aber Glas und Korkzieher vergessen, was den Fürsten sichtlich unangenehm berührte; einen Vorhalt machte er ihm jedoch nicht, und so unterblieb diese diätwidrige Libation. Die Fahrt dauerte zwei Stunden.

Um sechs ein halb Uhr wurde das Diner eingenommen; der Fürst führte seine Tochter zu Tisch, ich die Fürstin, ausserdem war noch Geheimrat Doktor von Rottenburg während des Mahles anwesend. Ich sitze zwischen dem Fürstenpaar; beide trinken mir zu.

„Es tut mir so leid,“ bemerkte die Fürstin, „dass Wissmännchen auf dem Zimmer bleiben muss.“

Aufgetragen wurden: Forellen, Braten, Bier, Rotwein, Rüdesheimer und Champagner. Der Fürst sprach von verschiedenen Weinsorten, unter anderem vom Rüdesheimer Fünfundsechziger, und verlangte von mir als Pfälzer Auskunft über die besten Lagen der Pfalz. Gegen Ende der Tafel legten die beiden Hunde

Tyras und Rebekka zu beiden Seiten Bismarcks neben seinen Teller ihren Kopf auf den Tisch, um von ihrem Herrn die gewohnten Bissen zu erhalten. „Meine Hunde stürzten sich einmal auf die Sauen, und ich vermochte sie nicht zurückzurufen. Die Sauen gingen auf mich los, und ich musste retirieren, weil mein Revolver versagte. Auch bei der Bärenjagd hat mich der Bär einmal angenommen, und ich war in grosser Verlegenheit, obwohl ich sonst kein schlechter Schütze war, denn ich holte die Eichhörnchen mit der Revolverkugel vom Baum herunter.“ Nach dem Essen legte sich der Fürst im Wohnzimmer auf eine Chaiselongue und zündete die lange Pfeife an; nachdem sie ausgeraucht war, folgte eine andere. Die Korona bildeten die Fürstin, die Gräfin Rantzau mit ihren drei Söhnen und ich. Nun musste ich den Kindern von meinen Reisen erzählen, wobei der Fürst mit derselben Aufmerksamkeit zuhörte wie seine Enkel. Es wurden Kaffee, Kognak und Zigarren gereicht; die ich mir

nahm, war starker Tabak; sie trieb mir den Schweiss auf die Stirne. Später kam Bier. Der Fürst erkundigte sich teilnehmend nach Wissmann, den ich auf seinem Zimmer besucht und dem die Fürstin alle mögliche gute Krankenkost aufs Zimmer gesandt hatte. Als ich dem Fürsten sagte, Wissmann pfeife auf der Lunge, drückte er lebhaftes Bedauern aus.

Nun holte die Fürstin ihr in feines Leder gebundenes Gästebuch hervor und bat mich um Eintragung. Beim Durchblättern fand ich zwei Autogramme Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II., zwei Crispis und fürstliche und hohe Namen ohne Zahl. Ich sagte, ich passte nicht in eine so vornehme Gesellschaft hinein, darauf lachte mich die Fürstin aus und bestand auf der Eintragung meines Namens.

Als ich auf meine Jagden in Nordamerika zu sprechen kam, gab der Fürst Auftrag, nach Schönhausen zu schreiben, man möge den von mir dort aufgehängten Bisamkopf, den zweiundzwanzigender Hirsch, das wilde Schaf und

den Virginiahirsch, sowie die Bärenfelle, die den Fürsten am meisten interessierenden Stücke aus meiner Jagdbeute, nach Friedrichsruh senden.

Ich sagte dem Fürsten, ich sei mit dem Grafen James Pourtalès aus Schlesien in Kolorado zur Jagd zusammengetroffen; darauf meinte er: „Sie kommen ja aus den Pourtalès gar nicht heraus, Sie haben mir ja erzählt, dass Sie auch am Kongo mit einem Pourtalès zusammen waren.“ Und als ich erwiderte, letzterer sei ein anderer Graf Pourtalès gewesen, der seinerzeit bei der Kavallerie in Strassburg gestanden und Adjutant des Statthalters Freiherrn von Manteuffel gewesen, sagte Bismarck: „Ja, die Geschichte kenne ich.“

Während ich mich mit den Rantzau-Kindern weiter unterhielt, wurden dem Fürsten die Abendzeitungen überreicht. Langsam liess er ein gelesenes Blatt nach dem andern zur Erde gleiten; dann las er uns einen Artikel aus der „Kölnischen Zeitung“ vor,

wonach der amerikanische General Sheridan, welcher den Feldzug von 1870/71 im deutschen Hauptquartier mitgemacht hatte, gesagt haben sollte, Bismarck und er seien einmal vor den feindlichen Kugeln geflohen. „I!“ — sagte der Fürst — „das ist ja gar nicht wahr. Als die Kugeln um uns herum pfiffen, habe ich zu Sheridan gesagt: Ich bin in des Königs Diensten und darf nicht hier bleiben; wir müssen diesen Abhang hier plein carrière hinunter reiten, was Sheridan für zu waghalsig hielt. Als er aber dann immer mehr Kugeln pfeifen hörte, kam er mir gleich nachgaloppiert.“

Und nach einer kurzen Pause: „Auch das ist nicht wahr, dass ich, um mir auf der Landstrasse den Weg frei zu machen, mit der Pistole in der Hand durch unsere Munitionskolonnen geritten sei. Das ist mir gar nicht eingefallen.“

Da Wissmann allein war, bat ich um halb neun um die Erlaubnis, mich verab-

schieden zu dürfen. Die fürstlichen Herrschaften entliessen mich auf das gnädigste mit guten Wünschen für meinen Freund. Die Fürstin hatte für ihn eine Schleimsuppe kochen lassen; der Fürst sandte eine halbe Flasche Champagner hinauf und liess ihm sagen, Wissmann möchte sie auf einen Zug austrinken, dann werde es ihm wohler. Der Fürst hatte mich schon bei Tisch gefragt, ob Wissmann nicht Forellen, ferner Pflaumen oder anderes Obst haben wolle. Das fürstliche Paar und die Gräfin Rantzau überboten sich förmlich, dem Patienten wieder auf die Beine zu helfen.

Friedrichsruh, den 6. Dezember 1888.

Gestern nacht um ein halb zwölf Uhr (ich lag im Zimmer Wissmanns, welcher eben etwas eingeschlafen war, auf der Chaiselongue) trat Geheimrat von Rottenburg, den ich als einen liebenswürdigen und geistvollen Mann kennen gelernt hatte, ein, um mir zu sagen, die Fürstin erwarte mich zum Tee. Wir gehen hinunter

und treffen noch die Gräfin Rantzau. Ich muss über Wissmann berichten und der Fürstin von meinen Reisen erzählen. Um ein halb ein Uhr löst sich der Kreis. Die Nacht verbringe ich auf dem Sofa bei Wissmann. Um vier Uhr höre ich den Grafen Herbert ankommen, erst halb fünf Uhr in der Früh findet mein Freund Ruhe. An die Ausführung unseres Vorhabens, heute nach Hamburg weiterzureisen, ist nicht zu denken.

Friedrichsruh, 7. Dezember 1888.

Zum zweiten Frühstück das fürstliche Paar, Gräfin Rantzau, Graf Herbert, Geheimrat von Rottenburg und ein Sekretär aus dem Auswärtigen Amt. Der Staatssekretär bedankt sich noch mündlich für die ihm aus der Expedition gegen die nordamerikanischen Indianer mitgebrachte Friedenspfeife; sein Appetit steht hinter dem des Fürsten nicht zurück. Der letztere war sehr aufgeräumt. Als Graf Herbert erzählte, dass die Diplomaten vorgestern bei ihm zu Tisch gewesen seien und alle davon

noch Brummschädel hätten, besonders Rascon, bemerkte Bismarck lächelnd: „Behielten sie doch ihre Brummschädel!“ Als Graf Herbert daraufhin mit seinem Vater über die Kaiserin Augusta und die Indisposition des jungen Kaisers zu sprechen begann, wandte ich mich, um nicht indiskret zu erscheinen, zur Fürstin, die sich nun mit mir in ein Gespräch über Oberbayern und speziell über die Vorzüge von Reichenhall und Tölz als Sommerkurorte einliess.

„Von Bill sind die Nachrichten gut,“ fuhr sie, zum Reichskanzler gewandt, fort, „Schweninger war bei ihm und hat ihn auf halbe Kur gesetzt.“

Der Reichskanzler zog ein Schreiben aus der Tasche, das ich in Berlin an ihn gerichtet hatte, las es durch und verlangte Erklärungen.

„Apropos,“ bemerkte Bismarck, „schreiben Sie immer mit lateinischen Lettern? Ich kann mich nicht damit befreunden.“

Auf meine Antwort, ich gebrauchte sie weil ich der Ansicht sei, dass den romanischen Völkern die Vertrautheit mit der deutschen Sprache durch die gotische Schrift erschwert würde, erwiderte Bismarck: „Ich werde mich nicht mehr damit befassen.“

Nach Tisch fuhr der Reichskanzler mit seinem Sohne aus. Herr von Rottenburg ging mit mir im Walde bis ein halb fünf Uhr spazieren; wir sprachen über Amerika, Kalifornien, Mexiko, die Panamafrage, Karl Schurz, den Eisenbahnkönig Villard, den Kabelkönig Mackay, Stanley, Ferdinand von Lesseps und kamen schliesslich auf Afrika, die Forschungsreisenden Junker und Cameron, die deutschostafrikanische Sache und die Emin Pascha-Expedition. Es kam mir vor, als ob Rottenburg im Auftrag des Fürsten einiges von mir erfahren wollte. In der langen Unterhaltung bestätigte sich mein Eindruck, dass man es hier mit einem selten vielseitigen Mann zu tun hat, den man bei näherem Umgang lieb gewinnen muss.

Die Anzahl der Aufmerksamkeiten, die täglich, mit jeder Post und aus allen Gauen der Welt für den Fürsten einlaufen, ist erstaunlich. Stickereien, Malereien, Teppiche, Schals, Kissen, Bilder, Früchte, Konserven, Würste, Schinken, Zigarren, Weine, Geflügel, Wildbret, wie überhaupt Naturalien aller Art laufen von Reich und Arm ein, oft von rührenden Schreiben begleitet.

Die Wohnung des Fürsten macht den Eindruck, dass alles auf das Praktische gerichtet ist. Links vom Eingang das Zimmer für den aufwartenden Diener, daran anschliessend das Arbeitszimmer Rottenburgs, sodann das Arbeitszimmer des Fürsten, geschmückt mit vielen wertvollen Erinnerungen, darunter solche vom alten Kaiser; rechts vom Eingang ein Vorzimmer, das als Garderobe dient, daran anstossend der Empfangssalon; sodann das Wohnzimmer; links davon der kleine Empfangssalon der Fürstin, rechts das geräumige Speisezimmer; eine Treppe hoch die für die Familie

und die Gäste sehr behaglich aber nicht luxuriös eingerichteten Wohn- und Schlafzimmer.

Ich befinde mich in einem merkwürdigen Zustand, in einer Art von Taumel; mir kommt es vor, als ob ich vor einem Riesenkaleidoskop sässe und die ganze Welt ziehe an mir vorbei. Eines ist mir gewiss: ich erlebe den denkwürdigsten Abschnitt meines Lebens, und ich werde wohl niemals wieder solche Tage, als Gast des bedeutendsten Mannes dieser Welt, in meiner zukünftigen Existenz zu verzeichnen haben. Die Fürstin mit ihren herzig guten, treuen Augen sorgt für einen wie eine Mutter, und der Fürst reicht mir einen Teller guter Speisen nach dem andern, stets aufmerksam, immer ängstlich bedacht, man habe nicht genug zu essen oder zu trinken. Ich frage mich, wie komme ich, ein achtunddreissigjähriger Mann, ohne Titel, Würden und Orden, in weiteren Kreisen kaum bekannt, zu solchen Ehren? Man möchte jeden, der dem Fürsten Verdruss bereitet, oder der aus Unverstand

sein politischer Feind ist, zermalmen, um dem Fürsten nur ungetrübte Tage zu verschaffen. Die Rantzau-Knaben sind herzig; sie freuen sich bereits auf München, wohin sie nach Weihnachten mit der Gräfin gehen.

Abends sieben Uhr führte ich die Fürstin zu Tisch; zugegen waren noch die Gräfin Rantzau und Graf Herbert. Wissmann konnte wieder nicht teilnehmen. Der Fürst sandte ihm Austern und Champagner, was ihm gut bekam. Wir tranken eine Flasche 1868er Johannisberger Kabinett; dabei erzählte Bismarck: „Als ich Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main war, lud mich der alte Fürst Metternich auf sein Schloss Johannisberg ein und setzte mir vorzügliche Weine vor; allerdings wusste er nicht, dass ich vormittags in seinem Keller schon bessere getrunken, die mir der Kellermeister kredenzt hatte.“ Nach dem Essen umringten mich die Enkel des Fürsten, ich musste Indianergeschichten erzählen. Abends kam ich nicht zum Tee, ich liess mich bei der

Fürstin entschuldigen, da ich Wissmann Gesellschaft leisten wolle.

Hamburg, 8. Dezember 1888.

Gestern arbeitete ich auf meinem Zimmer noch bis früh ein Uhr und schlich mich wieder zu meinem Freunde, bei dem ich, angekleidet, auf dem Sofa die Nacht verbrachte, um bei Hustenanfällen zur Hand sein zu können.

Heute geht es, Gott sei Dank, Wissmann besser; er ist seit zehn Uhr auf, und wir gehen von elf bis zwölf spazieren, wobei ich ihm alles, was Bismarck mit mir gesprochen, rekapituliere. Später gesellt sich Herr von Rottenburg zu uns. Um ein Uhr frühstücken wir zusammen, der Fürst froh darüber, dass sein zukünftiger Hilfsarbeiter, Wissmann, wieder hergestellt ist. Nach Tisch fuhr Bismarck mit ihm aus, während ich mit Herrn von Rottenburg spazieren ging. Um drei Uhr waren alle zurück; der Fürst begrüsste die Baronin Merk, seine Gutsnachbarin, die mit ihrem Sohne gekommen war, um den Geburtstag

des jüngsten Enkels des Fürsten, der heute sechs Jahre alt geworden, zu feiern. Auf seinem Geburtstagstisch, der mit praktischen Geschenken aller Art bedeckt und mit blau-weissen Schleifen, den Bismarckschen Farben, geschmückt war, stand eine Torte mit sechs brennenden Kerzen. Auch der Fürst sah sich die Gaben an.

Wir nahmen eine Tasse Tee bei der Fürstin ein, dann verabschiedeten wir uns, wobei der Fürst und die Fürstin mir wiederholt sagten: „Kommen Sie uns ja wieder!“ Auch die Gräfin Rantzau hatte mich eingeladen, sie in München zu besuchen.

Um vier Uhr dampften Wissmann und ich nach Hamburg ab.

Im Westen Amerikas, in Kolorado, hatte ich einen Cow-boy-Sattel mit vollem Zubehör und recht bequemem Sitz anfertigen lassen; darauf bezieht sich das nachstehende eigenhändige Schreiben des Staatssekretärs Grafen Herbert Bismarck:

„31. Dezember 1888.

Verehrter Herr Wolf!

Ihren freundlichen Brief, sowie den ebenso schönen als praktischen und interessanten Sattel habe ich erhalten und danke Ihnen für beides auf das herzlichste. Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, den Sattel demnächst hier zu probieren. Derselbe ist mit so geschickter Gewichtsverteilung und so leicht hergestellt, dass er Ihrer Sachkenntnis auch auf diesem Gebiete alle Ehre macht.

Indem ich Ihnen noch meine besten Glückwünsche zum neuen Jahre ausspreche und damit den Ausdruck der Hoffnung verbinde, Sie recht bald persönlich begrüssen zu können, bin ich in vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Bismarck."

Am 1. Januar 1889 wurde ich von Hauptmann Wissmann, der ins Auswärtige Amt berufen worden war, zum Chef in der von ihm zu bildenden deutsch-ostafrikanischen Schutz-

truppe ernannt und war in Berlin mit der Ausrüstung für Deutsch-Ostafrika sehr beschäftigt, als ich gebeten wurde, schnellstens abzureisen, um in Aden, Zanzibar und an der deutsch-ostafrikanischen Küste Vorbereitungen für den Feldzug gegen die Araber zu treffen.

Berlin, den 16. Januar 1889.

Ich dachte bei der Fürstin Bismarck nachmittags zwei Uhr nur meine Karte abgeben zu dürfen, und war überrascht, als mir, noch ehe ich den Vorplatz des Palais verlassen hatte, der Diener mit der Meldung nachkam, „die Fürstin lasse bitten".

„Also wollen Sie uns doch verlassen! Und Sie haben es so gut bei uns! Warum gründen Sie sich nicht ein nettes Heim? Sie könnten es ja so gut haben!"

Ich meinte, ich hätte in meinem Leben noch recht wenig geleistet und möchte für unsere koloniale Entwicklung noch weiter arbeiten, ausserdem sei Wissmann für mich eine grosse Anziehungskraft.

„Haben Sie sich schon von meinem Manne verabschiedet?“

„Nein, Fürstin, Seine Durchlaucht ist doch so beschäftigt.“

„Er wird Sie gewiss noch einmal sehen wollen; ich werde hinunterschicken und nachsehen lassen.“

Nach Rückkunft des Dieners sagte die Fürstin: „Mein Mann will Sie noch sprechen, ich bitte Sie, heute abend mit uns zu speisen.“

Der Reichskanzler empfing mich um sechs Uhr mit aller Liebenswürdigkeit.

Tischgäste sind Graf Arnim-Kröchlendorff und seine Gemahlin Malwine, die Schwester Seiner Durchlaucht, der Geheime Legationsrat Rudolf Lindau, Geheimrat Doktor von Rottenburg, Chef der Reichskanzlei, und Professor Doktor Schweninger. Die erste Frage des Reichskanzlers war:

„Wann können Sie reisen? Sind Sie bereit, dann sobald wie möglich, es darf draussen nicht so weiter gehen.“

Meine Antwort: „Die Koffer sind gepackt, ich kann heute nacht reisen," befriedigte den Fürsten. „Durchlaucht, aber mit wessen Gelde soll ich die Aufträge, die mir Wissmann gegeben, ausführen? Allerdings hat der Vorsitzende des Emin Pascha-Komitees Wissmann achtzigtausend Mark angewiesen, und was davon nicht für Ausrüstung der Emin Pascha-Expedition verauslagt worden, habe ich an den Nachfolger Wissmanns in der Emin Pascha-Expedition überwiesen. Aus welchen Mitteln soll ich Lebensmittel für die Schutztruppe kaufen, Dampfer und Dhaus chartern, Offiziers- und Mannschaftsquartiere, Lazarette und so weiter einrichten?"

„Nehmen Sie das alles" — erwiderte der Reichskanzler — „vorläufig auf meine Kappe, Hansings und O'Swalds werden Ihnen schon Kredit geben; sagen Sie nur, Sie kämen von mir; Wissmann wird Ihnen einen diesbezüglichen Brief mitgeben. Machen Sie die Sache diskret und ruhig ab, denn wenn Eugen Richter

hört, dass Sie Geld ausgeben, das vom Reichstag noch nicht bewilligt ist, gibt es Skandal."

Die Fürstin sagte zu mir: „Sie werden das ewige Reisen ja doch bald aufgeben, und ich erlebe es vielleicht noch, Sie in der Wilhelmstrasse zu sehen."

„Ja," meinte der Fürst, „mit Ihren Sprachkenntnissen und Verbindungen in der ganzen Welt könnten Sie an irgend einem Punkte einen guten Konsul abgeben."

Ich erwiderte, dass ich weder juristisch gebildet sei, noch eine amtliche Stellung besässe.

Darauf der Fürst: „Was das erstere anbelangt, so könnte man Ihnen ja, angenommen, Sie wären Konsul in Marokko, einen juristischen Beirat stellen."

Auf meine Entgegnung, dass ich mich dann den Befehlen, die vom grünen Tische kämen, unterordnen müsste, selbst wenn meine Ansicht, wie ich sie mir an Ort und Stelle gebildet, mir die richtige schiene, und dass ich einen Löffel Suppe am Bismarckschen

Familientische einer amtlichen Stellung vorziehe, erwiderte der Fürst: „Das kann ich Ihnen bei Ihrer unabhängigen Natur nachfühlen.“

Während des Essens bekam ich Gelegenheit, die erstaunliche Vertrautheit des Reichskanzlers mit den Klassikern zu bewundern. Es kam, ich weiss nicht in welchem Zusammenhang, die Rede auf ein Zitat aus Shakespeare, Rottenburg sagte: „Das ist aus dem ‚Sturm‘!“

„Nicht doch“ — erwiderte der Fürst — „aus dem ‚Sturm‘ wird es nicht sein, sondern aus ‚König Richard III.‘“ Dabei nannte er Akt und Szene und meinte, es müsse in der deutschen Übersetzung von Schlegel und Tieck auf der so und so vielten Seite rechts, auf der siebenten oder neunten Zeile von unten stehen. Da auch Rottenburg im Recht zu sein glaubte, liess der Kanzler das betreffende Buch aus der Bibliothek holen. Der Fürst hatte recht. Besonders interessant war es mir, die Schwester des Fürsten, die er durch seine

Jugendbriefe verherrlicht hat, kennen zu lernen; ich konnte mich längere Zeit mit ihr unterhalten.

Wenngleich der Fürst und die Fürstin gegen mich liebenswürdig und herzlich bis ans Ende waren, und ich der grossen Sorge um die für den Zweck meiner Reise benötigten Mittel überhoben ward, so fühlte ich mich im Reichskanzlerpalais doch nicht so behaglich wie vor fünf Wochen in Friedrichsruh. Ich kam mir vor, wie in der Höhle des Löwen und freute mich, dass alles gut abgelaufen war. Fürst Bismarck begleitete mich bis an die Tür, küsste mich auf beide Wangen und verabschiedete mich mit den Worten: „Und nun sei Gott mit Ihnen!"

1890–1891

6. März 1890 Taormina. Aufforderung des Fürsten ihn zu besuchen.

1. April 1890 Taormina. Festfeier zu Ehren des Geburtstages des Fürsten.

27. Juni 1890 Berlin. Einladung der Fürstin nach Friedrichsruh.

29. und 30. Juni 1890. Besuch in Friedrichsruh.

Am 28. Januar 1890 kam ich von der Expedition zur Niederwerfung des Araberaufstandes über Indien in Messina an und sandte vom Hotel Timeo in Taormina auf Sizilien ein Begrüssungstelegramm an den Fürsten nach Berlin. Über die weiteren Vorgänge besagt mein Tagebuch:

Taormina, den 6. März 1890.

Empfange Nachricht vom Fürsten Bismarck, dass er sich freuen wird, mich zu sehen. Antworte umgehend, dass ich mich bei ihm melde, sobald ich wohl sei.

Taormina, den 31. März 1890.

Gehe in die Gasthäuser, um die sich hier aufhaltenden Deutschen aufzufordern, sich morgen an einem Mahle zu Ehren des Ge-

burtstags des Fürsten Bismarck zu beteiligen. Ich treffe bei dieser Gelegenheit den Grafen Arnim-Muskau, den ich einlade, mit seiner jungen Frau und zwei anmutigen Töchtern aus erster Ehe. Einige Italiener baten, sich bei der Feier beteiligen zu dürfen, so der Kommandant der Carabinieri und der Pfarrer von Mola; von den in Taormina anwesenden Deutschen fanden sich unter anderen ein Graf Arnim-Muskau, Baron von Glöden, Landschaftsmaler Busse aus Berlin, Herr Jonck, Verlagsbuchhändler aus Riga, der Grosskaufmann Max Hoffmann aus Bremen, sowie der allen Deutschen, die Sizilien und diesen einzig schönen Ort besuchen, wohl bekannte, hier ansässige Maler Julius Reif. Abends Vorfeier.

Taormina, den 1. April 1890.

Am Festmahle nehmen vierzehn Herren teil. Wir senden ein Begrüssungstelegramm nach Friedrichsruh.

Berlin, den 25. Juni 1890.

Hotel Kaiserhof, Korrespondenz mit der

Fürstin Bismarck wegen meines Besuches in Friedrichsruh.

Berlin, den 27. Juni 1890.

Erhalte die Einladung der Fürstin nach Friedrichsruh für nächsten Sonntag.

Berlin, den 28. Juni 1890.

Bierabend im Lichthofe des Kaiserhofes zu Ehren des Reichskommissars Hauptmann Hermann von Wissmann, an welchem auch der Führer der Zentrumspartei, die kleine Exzellenz Windthorst, teilnimmt.

Friedrichsruh, den 29. Juni 1890.

Ankunft Friedrichsruh ein Uhr. Wagen am Bahnhof. Gehe zu Fuss ins Schloss. Wie werde ich ihn wiedersehen, vor dessen Stimme ehedem die Grossen der Erde zitterten, und der jetzt, als einfacher Landedelmann, immer noch der grosse Bismarck ist. Als ich ins Haus trete, erblickt mich der Fürst, der eben im Vorzimmer anscheinend vom Spaziergang zurückgekommen war, durch die Scheiben und ruft mir zwischen Tür und

Angel zu: „Mein Gott, Wolf, wie sehen Sie denn aus!“

„Durchlaucht, ich bin erst am hellen Morgen ins Bett gekommen.“

„Ah! Sie haben wohl mit Wissmann so lange gepichelt. Ich habe bereits von dem Bierabend vernommen.“

Die Fürstin hatte bestimmt, dass ich auf Zimmer Nummer drei wohnen solle. Ich sehe mich daselbst um und werde durch ein Bild des Generals und Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika Ulysses S. Grant gefesselt, welches der ehemalige amerikanische Gesandte in Berlin, mit folgender Unterschrift versehen, Bismarck gewidmet hatte: ‚From his faithful friend Geo. Bancroft 25. Dezember 1886.‘

In dem Speisesaal versammeln sich der Fürst, gefolgt von seinen zwei Hunden, die Fürstin, Gräfin Eickstädt, Baron und Baronin Merck und die rechte Hand Seiner Durchlaucht, Lothar Bucher, der in seiner kleinen, schmäch-

tigen, fast gedrückten Erscheinung einen merkwürdigen Kontrast zu dem Fürsten bildet. Mir war der Platz zwischen dem Fürsten und der Fürstin angewiesen.

Zuerst kalte Küche: geräucherter Fisch, Reh, Hering und dazu Kartoffeln in der Schale, dann Kalbsfüsse; zu trinken gab es Sedlmayr-Bier, Sekt, dazwischen alten Nordhäuser Korn. Der Diener schenkt der Fürstin Apollinaris ein. Ich erbitte gleichfalls ein Glas davon. Darauf die Fürstin:

„Ist Ihnen das nicht zu stark?"

Und auf mein fragendes Gesicht: „Wir hatten einmal einen Forstbeamten zu Tisch, und als der Diener ihm Wasser eingoss, rief er: ‚Ne, dat moog ich nich; dat is mich tau sterk.' Darauf sagte ich: ‚Herr Förster, dat is Ihnen tau sterk?' — ‚Joo, Dorchläucht, Woater is mich tau sterk, det drifft jo Mühl'n.'"

Ich konnte nichts hinunterkriegen und quälte mich, um das Essen zu markieren, an

einem Stückchen Fleisch ab. Der Fürst, dies bemerkend, sagte:

„Ein sehr gutes Mittel gegen Kater ist: eine ganze Flasche Champagner auf einmal austrinken. Zur Zeit, da ich noch Gesandter in Frankfurt am Main war, habe ich die Probe aufs Exempel gemacht, indem ich bei dem Liebesmahl eines Reiterregiments mit einem ganzen Humpen Sekt meinen Jammer wegspülte."

In meinem Zustande schien das Experiment gewagt; doch als die Fürstin beifügte: „Und ich empfehle Ihnen einen salzigen Hering," durfte ich nicht nein sagen. Während die Fürstin aus der benachbarten Wirtschaft (Landhaus) einen gesalzenen Hering beschaffen liess und mir eigenhändig drei Kartoffeln schälte und vorlegte, hatte der Fürst durch Pinnow einen Humpen mit Champagner füllen lassen.

„Nun haben Sie meiner Frau Rat befolgt, jetzt befolgen Sie auch meinen.

Wenn Sie den „intus“ haben, ist Ihnen wieder wohl.“

Vor der Ausführung dieser eigentümlichen Heilmethode fühlte ich mich recht beklommen, aber was halfen alle Bedenken gegenüber einer solchen Autorität?

Darauf erhob ich mich, knüpfte an die Worte: „Und nun sei Gott mit Ihnen“, welche der Fürst am 13. Januar 1889 nach dem Diner in der Wilhelmstrasse an mich gerichtet hatte, an und gab meiner lebhaften Freude darüber Ausdruck, die fürstlichen Herrschaften so wohl zu finden und nach wie vor mich ihrer gnädigen Gesinnungen rühmen zu dürfen: „Ich leere diesen Humpen bis auf die Neige auf das Wohl Euer Durchlauchten.“

Während ich sog und sog, nicht glaubend, dass der Humpen leer würde, und ich mir doch um keinen Preis eine Blösse geben wollte, sah ich über das Gefäss hinaus, wie der Fürst sich freute, dass es mir so schwer wurde. Die Tränen liefen ihm vor Lachen über die

Backen; doch als ich den Rand des Kelches auf den Daumennagel setzte und die Nagelprobe machte, rief der Fürst freudig: „Hat's brav gemacht, hat's brav gemacht, drum wird er auch nicht ausgelacht.“

Hierauf liess die Fürstin zwei extra starke Tassen Kaffee vor mich hinstellen, wiederum eine besondere Aufmerksamkeit, da der Kaffee meist im angrenzenden Wohnzimmer eingenommen wird. Und siehe da, mein Kater war über alle Dächer, ich konnte, nachdem der Fürst sich seine Pfeife angezündet, zwei starke Havannazigarren vertragen.

Ich fand den Fürsten in einer vorzüglichen körperlichen und geistigen Verfassung, sprühend von Witz, die Fürstin frisch, lebhaft und von grösster Liebenswürdigkeit. Nachdem der Fürst mit mir über meine letzte Afrikareise gesprochen, kam die Rede auf die Geigenfee Teresina Tua, jetzige Gräfin Franchi-Verney de la Valetta, auf die berühmte Sängerin Malibran, sowie die Gräfin Rossi, von welcher Bismarck

bemerkte, dass er sie in Frankfurt am Main gehört hatte.

Ich vernahm, dass zum 1. April ungefähr siebentausend Telegramme eingegangen waren, sah die Adressen der Städte Berlin und Charlottenburg, das Diplom für das Ehrenbürgerrecht der Stadt Göttingen, das Bild des Kaisers mit seiner eigenhändigen Unterschrift.

Als man von Wissmann sprach, erkundigte ich mich bei dem Fürsten, ob ihn der ihm von mir von Zanzibar aus an seine Adresse abgesandte merkwürdige Brief des Rebellenführers Buschiri interessiert habe.

„Von dem weiss ich gar nichts. Ich habe ihn nicht bekommen, und wenn er unterwegs nicht verloren gegangen ist, so muss er im Auswärtigen Amt liegen; ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie in Berlin danach recherchieren wollten. Damals war der Geheime Legationsrat von Brauer bei mir im Dienst."

Ich sagte zu, die Sache demnächst aufzuklären.

Nachmittags ritt der Fürst bei strömendem Regen spazieren, ein Beweis für die Rüstigkeit des Fünfundsiebzigjährigen. Vor dem Ritt sagte er zu mir: „Sie werden wohl den Damen Gesellschaft leisten, ich habe kein Pferd für Sie, Sie bleiben doch zum Diner."

Beim Mittagessen war der Fürst ungemein aufgeräumt; nach Tisch rauchte er vier Pfeifen, und ich konnte mich bis halb elf Uhr mit ihm unterhalten. Bei Gelegenheit meines Besuches in Hamburg hatte ein Vertreter des ‚Hamburgischen Correspondenten' mich über die wirtschaftliche Bedeutung Deutsch-Ostafrikas befragt. Anknüpfend an den hierüber erschienenen Artikel im ‚Hamburgischen Correspondenten' vom Juni 1890 kam der Fürst auf den Zanzibarvertrag zu sprechen. Ich bat ihn, mir zu sagen, wie er darüber denke.

„Ich hätte niemals meine Einwilligung zu solchem Vertrage gegeben. Die Küste war ja bereits effektiv in unserem Besitz, und Zanzibar wäre uns zweifellos später zuge-

fallen. Der Wert Helgolands ist ein sehr zweifelhafter; es ist roter, weicher Sandstein, den man mit weittragenden Marinegeschützen zusammenschiessen kann. Schon zu meinen Zeiten schwebten Verhandlungen über die Gewinnung Helgolands; das Opfer, dass die Engländer dafür forderten, war mir aber zu gross."

Auf meine Bemerkung, ich fühlte mich in bezug auf seine politischen Mitteilungen zur Diskretion verpflichtet; da ich nun morgen zu der in Köln tagenden Generalversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft reiste und es dort bekannt sei, dass ich in Friedrichsruh weile, so würde man zweifellos von mir erfahren wollen, wie der Fürst über diese wichtige Frage denke, antwortete Bismarck:

„Ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube, und ich ermächtige Sie, falls Sie gefragt werden, von dem, was ich gesagt habe, Gebrauch zu machen. Grüssen Sie die Kölner von mir, die mich noch zu Lebzeiten verewigt haben. Wie Sie wissen, hängt in

meinem Arbeitszimmer eine Abschrift der Urkunde, welche beim Schlusssteinfest des dortigen Domes in die Kreuzblume eingelegt worden ist. Es ist mir eine liebe Erinnerung. Grüssen Sie die Kölner vielmals!

„Der erwähnte Artikel im ‚Hamburgischen Correspondenten‘ hat mir übrigens gefallen. Sie haben eine gewandte Feder, und Sie könnten der kolonialen Sache nützen, wenn Sie Ihre Reiseerfahrungen weiteren Kreisen durch die Presse zugängig machten. Am besten wäre es, Sie würden sich eines Blattes bedienen, das einen grossen Leserkreis hat, und noch besser eines solchen, das bisher auf die koloniale Sache nicht gut zu sprechen war. Erst dann haben Sie sich ein wirkliches Verdienst zuzuschreiben.“

Auf meine Anfrage nannte mir der Fürst auch die Zeitung, für die ich seiner Ansicht nach schreiben sollte.

Unter den auf dem Tische aufliegenden illustrierten Blättern fand ich den ‚Punch‘

vom 29. März 1890, Bismarck darstellend, wie er in der Kleidung eines Lotsen das Staatsschiff verlässt. Auf meine Bemerkung, ich wolle mir diese Nummer des ‚Punch' verschaffen, überreichte Bismarck mir dieselbe mit den Worten: „Nehmen Sie sie mit als Erinnerung an meine Tätigkeit."

In meinem Zimmer fand ich auf dem Schreibtisch eine Flasche alten Portweins, da sich die Fürstin Bismarck erinnert hatte, dass mir dieser 1888 so gut gemundet. Ich war bereits im Begriff, mich auszuziehen, als es an meiner Tür klopfte. Die Fürstin liess fragen, ob ich noch eine Tasse Tee mit ihr trinken wolle. Als ich herunterkam, fand ich sie in Gesellschaft der Gräfin Eickstädt. Die Vorgänge des letzten halben Jahres bildeten den Gegenstand ihrer unverhohlenen Aussprache, die bis zwei Uhr währte.

Köln, den 30. Juni 1890.

H o t e l d u N o r d. Nach dem Frühstück verabschiedete ich mich von den fürstlichen

Herrschaften. Vor meiner Abreise nach Köln schickt mir noch die Fürstin Bismarck ihre Photographie auf mein Zimmer, begleitet von folgender Unterschrift:

Mit herzlichen Grüssen und Wünschen für stetes, bestes Wohlergehen.

J. v. B.

Das Kabinettbild ist von dem Hofphotographen Pilartz in Kissingen, zeigt die Fürstin in anmutiger Stellung im einfachen Strassenkleide mit Kapotthut, die Rechte auf den Sonnenschirm gestützt. Es trägt die Unterschrift: J. v. Bismarck. Friedrichsruh, 30. 6. 90.

Die fürstlichen Herrschaften trugen mir noch auf, Wissmann, der in Köln erwartet war, aber sich Krankheit halber entschuldigen liess, vielmals zu grüssen.

Köln, den 1. Juli 1890.

Bei Gelegenheit des Kolonialbankettes in der Flora bringe ich einen Toast auf die Frauen aus; nach Beendigung ruft mir eine



J. Bismarck
Friedrichsruh 30. 6. 90.

Nach einer Aufnahme
des Hofphotographen Pilartz in Bad Kissingen

Stimme zu: „Sie waren bei Bismarck, wie geht's ihm?“ Als ich meine günstigen Friedrichsruher Wahrnehmungen kund gab, erhob sich brausender Jubel.

Berlin, den 2. Juli 1890.

Im Auswärtigen Amte Nachfrage nach dem Briefe Buschiris gehalten. Herr von Schwartzkoppen aus der Reichskanzlei teilt mir mit, dass auf meinem Begleitschreiben der Vermerk des Herrn Legationsrates Brauer sich finde: „Laut Befehl Seiner Durchlaucht zu den Akten des Auswärtigen Amtes zu nehmen.“ Friedrichsruh, 26. 9. 89, in Berlin 27. 9. 89 eingetroffen.

Berlin, den 4. Juli 1890.

Gräfin Eickstädt schreibt mir aus Friedrichsruh unter dem Gestrigen, es gehe noch an diesem Abend das Bild des Fürsten an meine Adresse ab. „Was Sie mir über das Fest in Köln schreiben hat den Fürsten interessiert und gefreut. Ihre Nachrichten über Wissmann sind ihm aber sehr betrübend,

besonders, wenn es sich bestätigt, dass er seinen Abschied einzureichen gedenkt Verdenken kann man es ihm freilich nicht unter den obwaltenden Verhältnissen."

Ich erhalte an demselben Tage per Post das Bild des Fürsten, unterfertigt: von Bismarck 30. Juni 1890.

1890—1891

8. Juli 1890 Lauterberg im Harz. Brief der Fürstin von Bismarck.

—

1. April 1891 Zanzibar. Geburtstagsfeier des Fürsten von Bismarck im Deutschen Klub.

—

2. Juli 1891 Prätoria. Unterhaltung mit dem Präsidenten der Süd-Afrika-Republik, Paul Krüger, bezüglich Bismarck.

—

1. Juni 1891. Ein Brief des Fürsten betreffend Buschiri.

Lauterberg im Harz, den 9. Juli 1890.

Am 5. Juli Abreise von Berlin hierher zum schwer erkrankten Wissmann. Auf meine der Fürstin Bismarck gemachte Mitteilung über den Zustand Wissmanns schrieb dieselbe zurück:

„Friedrichsruh, 8./7. 1890.

Geehrter Herr Wolf!

Wir beklagen so sehr die Krankheit von Herrn von Wissmann, und mir geht's besonders nahe, dass das schlimme Asthma wiedergekehrt ist, weil ich's ja lange aus dem Grunde kenne und darum weiss, wie man dabei leidet und davon deprimiert wird. Und dass wir nun durch dieses Missgeschick auf den Besuch von Herrn von Wissmann verzichten müssen, auf

den wir uns schon so sehr gefreut, macht uns recht traurig! Gott helfe, dass die Krankheit bald gehoben sei und wir vielleicht dann doch noch die Freude haben dürfen, ihn hier zu sehen! Ich danke Ihnen viel für Ihre beiden lieben Briefe — weiss nicht, wer sein Taschentuch hier vergessen und ob er's wohl reklamieren wird. Wegen der ‚W.'-Chiffre glaubte ich, es gehöre Ihnen, und wickelte drum die Bilder hinein.

Leben Sie wohl, geehrter Herr Wolf, und seien Sie herzlich gegrüsst, bitte unsere Empfehlungen an Herrn von Wissmann zu bestellen und unsere Teilnahme mit besten Wünschen zu versichern.

Ich bin, lieber Herr Wolf, Ihre ergebene

J. v. Bismarck."

* * *

Im Spätherbst 1890 ging ich nach Ostafrika zurück, feierte Weihnacht mit Wissmann im Stromgebiet des Rufidji, schloss mich

seiner Strafexpedition nach dem Kilimandscharo an und bereiste dann die portugiesischen Kolonieen Afrikas, ferner den Transvaal und Swazieland.

Zanzibar, den 31. Dezember 1890.

Dem Fürsten Bismarck innige Wünsche übersandt. Heute abend mit Wissmann zum Diner beim englischen Generalkonsul, der nach Tisch mit uns in den Deutschen Klub geht, wo des Altreichskanzlers Wohl ausgebracht wird.

Zanzibar, den 1. April 1891.

Telegramm — an Fürst Bismarck, Friedrichsruh: „In treuester Anhänglichkeit gratulieren Eurer Durchlaucht herzlichst die Deutschen auf Zanzibar.“ Abends im Deutschen Klub bringe ich den Toast auf den Fürsten aus.

Prätoria (Transvaal), den 2. Juli 1891.

Früh sieben Uhr beim Präsidenten, Paul Krüger. Als ich an seinem Familientisch mit ihm Kaffee trank, besprach ich des näheren das von mir bereits ausgearbeitete Projekt, fünfzig Burenfamilien in Deutsch-Südwestafrika mit

Kind und Kegel und ihrem Vieh anzusiedeln. Hierauf kam die Rede auf des Präsidenten Besuch in Europa, speziell bei dem Reichskanzler Bismarck. Krüger erzählte bei dieser Gelegenheit: „Bismarck und ich, wir konnten uns sehr gut verständlich machen; er hat plattdeutsch mit mir gesprochen, ich die Sprache meines Landes, und so bedurfte es zwischen uns keines Dolmetschers.“

Delagoa-Bay, anfangs August 1891.

Mein dem Fürsten zugedachter Brief Buschiris wurde mir nachträglich wieder zugestellt, worauf ich ihn dem Reichskanzler einschickte. Unter Bezugnahme hierauf erhalte ich den nachstehenden Brief, der, nach Zanzibar adressiert, mich hier erreicht:

„Friedrichsruh, den 1. Juni 1891.

Ihr freundliches Schreiben und den merkwürdigen Brief Buschiris habe ich mit Vergnügen erhalten und bitte Sie, für Ihre Aufmerksamkeit meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

von Bismarck.“

1891–1892

11. Dezember 1891 Rom. Audienz beim Papste Leo XIII. Gespräch über Bismarck.

---

16. Januar 1892 Friedrichsruh. Besuch beim Fürsten von Bismarck.

25.—27. Januar 1892. Schönhausen an der Elbe. Bei Graf Herbert Bismarck.

---

25. Januar 1892. Brief der Fürstin von Bismarck.

Am 7. Dezember 1891 in Neapel gelandet, besuchte ich in Rom Papst Leo XIII., um ihm Bericht über die Wirksamkeit der Missionen in Afrika zu geben.

Da auch des Fürsten Bismarck bei dieser Audienz Erwähnung geschah, lasse ich mein Tagebuch sprechen.

Rom, den 10. Dezember 1891.

Vorgestern nacht hier angekommen, machte ich gestern eine Eingabe wegen eines Empfanges beim Papst und erhielt bereits heute nachmittag vier Uhr aus dem Vatikan folgende private Mitteilung: „Trotz Beschäftigung des Papstes, trotz öffentlicher und privater für diese und die nächste Woche angesetzter Audienzen bei Seiner

Heiligkeit, wolle mich der Papst morgen früh zehn Uhr sehen."

Beigefügt war die offizielle Ansage, worauf auch vermerkt war, man erscheine im Frack, weisser Binde; keine Handschuhe.

Rom, den 11. Dezember 1891.

Nach einem Besuch bei Kardinal Simeoni, dem Generalpräfekten der Propaganda, und dem Staatssekretär Kardinal Rampolla stand ich dreiviertel zwölf Uhr vor seiner Heiligkeit, dem Papste Leo XIII., in seinem kleinen, mit roten Damastmöbeln sehr bescheiden ausgestatteten, einfenstrigen Empfangszimmer. Der Papst sass am anderen Ende des Zimmers auf einem etwas erhöhten Sessel, das Gesicht dem Fenster zugewandt. Nach der durch das Zeremoniell vorgeschriebenen ersten tiefen Verbeugung unmittelbar nach dem Eintreten, der zweiten Verbeugung in der Mitte des Zimmers ging ich schnellen Schrittes auf den Papst, der sich erhoben hatte und mir entgegentreten wollte, zu, um letzteres zu ver-

hindern, und liess mich ehrfurchtsvoll, wie es sich vor dem mächtigen Kirchenfürsten und dem edlen zweiundachtzigjährigen Greis geziemt, zum Handkusse auf das Knie nieder. Seine Heiligkeit erhob mich aber sofort und bat mich, Platz in seiner unmittelbaren Nähe zu nehmen. Seine Heiligkeit ging, nachdem er mich mit lauter, wohltönender Stimme in huldvoller Weise willkommen geheissen hatte, sofort auf die Angelegenheit über, die mich zu ihm geführt. In gedrängter Kürze machte ich mein Exposé. Allein ich hatte die Rechnung ohne den Papst gemacht. Seine Heiligkeit zeigte nicht nur ein seltenes Gedächtnis für Dinge, die vor vielen Jahren passiert waren, sondern auch so viel Interesse für das, was ich vorzutragen hatte, dass ich, von neuem ausholend, dem Heiligen Vater haarklein mit allen Details dienen musste. Das hatte ich von dem greisen, vielbeschäftigten Kirchenfürsten nicht erwartet. Punkt für Punkt musste ich die Ereignisse, die zur Sprache

kamen, erörtern. Punkt für Punkt gab mir Seine Heiligkeit mit einer Schlagfertigkeit, mit einer Logik und einem Scharfblicke seine Ansicht kund, wie man es sonst sicherlich selten von einem am Abschlusse seiner Lebensbahn angelangten Sterblichen erwarten kann.

Im Laufe des Gesprächs — das teils in italienischer, teils in französischer Sprache geführt wurde, — der Papst spricht auch deutsche Worte, wie zum Beispiel das Wort „Kulturkampf“, vollkommen richtig aus — berührte Seine Heiligkeit mit warmer Empfindung auch die Person des Altreichskanzlers. Der Papst sagte, er habe in der Zeitung gelesen, dass Fürst Bismarck seinen Sitz im Reichstag nicht einnehmen würde, da sein Arzt es verboten. Ich erlaubte mir zu erwidern, dass der Fürst, wenn es sich in wichtigen Fragen um das Wohl und das Wehe des Vaterlandes handeln sollte, soweit ich mir eine Ansicht habe bilden können, sicher sein eigenes Wohl dem des Vaterlandes, wie er es

so oft im Leben getan, hintansetzen würde. Später sprach der Papst vom Besuch Seiner Majestät des deutschen Kaisers in Verbindung mit der Arbeiterfrage. Den Missionsangelegenheiten, denen ein grosser Teil der Unterhaltung zufiel, widmete er besonderes Interesse. Auch hierin bezeugte der Papst ein scharfes Gedächtnis. Die Karte Afrikas hat Leo XIII. genau im Kopf.

Am Schlusse der Audienz fragte mich der Papst: „Quel voyage allez-vous faire maintenant?“ — „J'irai présenter mes hommages au plus grand homme d'État.“ — „Ah — vous allez chez le Prince de Bismarck! Saluez le Prince de ma part, nous avons eu de bons rapports.“

Auch mir, wiewohl Protestant, wird der Eindruck, den die milde, verklärte Gestalt des edlen, greisen Kirchenfürsten macht, unvergesslich sein. Ich prophezeie ihm übrigens, wenn keine Komplikationen eintreten, noch weitere zehn Jahre.

Hamburg, den 16. Januar 1892.

Um elf Uhr nach Friedrichsruh. Der Fürst erwartete mich im Park und empfing mich mit den Worten: „Wo stecken Sie so lange? Ich habe Sie schon überall gesucht. Wir wollen einen Spaziergang machen.“

Es lag hoher Schnee, und der Fürst meinte, hier müssten wir, wie in Afrika, im Gänsemarsch gehen. „Gehen Sie voran, Sie sind der Pfadfinder.“

Ich hatte den Fürsten seit ein und einem halben Jahre nicht gesehen und freute mich, ihn gesund, frisch von Farbe, geistig und körperlich auf dem Damm zu finden. Der Parkteich war teilweise zugefroren, es trieben grosse Eisstücke auf dem Wasser. Bei herrlichem Sonnenschein herrschte starke Kälte, so dass der Schnee unter den Füssen knirschte.

„So, jetzt werden die Schwäne gleich ihre Aufwartung machen. Da kommen sie schon. Des Nachts ruhen sie auf dem Eise aus; ich

habe leider kein Weissbrot mit, und sie sind gewohnt, etwas von mir zu bekommen ... Nun, Sie haben ja Nettes erlebt bei Ihrem letzten Aufenthalte in Afrika!"

„Jawohl, Durchlaucht, man hat es mir nicht leicht gemacht. Als ich zur Einsicht gekommen war, dass eine Änderung der Kolonisationsmethode in Afrika stattfinden müsse, schrieb ich nach Berlin. Von dort antwortete man mir: ‚Nur ruhig, Wolf, um Gottes willen nichts in die Öffentlichkeit, es wird geändert.' Daraufhin sah ich mir die Sache noch eine Zeitlang an. Aber es wurde nicht besser. Von Berlin aus geschah nichts; da wusste ich mir keinen anderen Ausweg, als an die Öffentlichkeit zu treten, und die Folge meines doch ausschliesslich von patriotisohen Gesinnungen eingegebenen Vorgehens war, dass Graf Caprivi, wie Euer Durchlaucht wissen, ein Küstenverbot gegen mich erliess. Graf Caprivi sah indessen nach kurzer Zeit ein, dass ich im Recht war; der Gouverneur nahm seinen Abschied. Das

Küstenverbot ist aber noch immer in Kraft. Was soll man da tun?"

„An Ihrer Stelle" — erwiderte Bismarck „würde ich eine Petition an den Reichstag betreffs dieser Ausweisung richten und fragen, wie das werden soll, wenn einzelne Deutsche ohne Vergehen diktatorisch ausgewiesen werden können. Wie können da einzelne Pflanzer hinausgehen? Wenn dem Herrn Gouverneur die Nase nicht gefällt, so weist er sie einfach aus."

Als ich bei einer Biegung des Weges, an dem etwas weniger Schnee lag, auf die Seite bog, um den Fürsten vorgehen zu lassen, weil es mir peinlich war, den grossen Mann hinter mir zu sehen, antwortete Bismarck:

„Gehen Sie nur weiter; mit Ihren jüngeren Beinen sind Sie der Wegmacher. Wollen Sie mir, bitte, erklären, wieso es kommt, dass einer, der als Gouverneur in Kamerun tüchtig war, in Ostafrika nicht reüssierte?"

Ich erwiderte, hier sei der Unterschied in

der Bevölkerung grösser als der zwischen einem Masuren und einem Oberbayern. An der Küste von Kamerun käme in der Hauptsache nur ein Negerstamm in Betracht, in Deutsch-Ostafrika dagegen gäbe es ausser Suahelis, Zulus, Inder, Goanesen, Araber, Zanzibariten, Zugezogene aus dem Persischen Golf, von der Küste von Aden, von den Maskarenen und so weiter, und was von der Verschiedenheit der Einwohner gelte, gelte auch von ihrer Religion, von ihren althergebrachten Gebräuchen, von ihren Gesetzen und ihrer Lebensweise.

„Ja," entgegnete der Fürst, „dann ist mir die Sache allerdings klar."

„Ich kann dies Euer Durchlaucht noch durch ein Beispiel näher erläutern. Mein Freund, Karl Maria von Gravenreuth, früher bayerischer Offizier, war die rechte Hand Wissmanns. Er verstand es, in Krieg und Frieden vorzüglich mit den Küstenleuten in Ostafrika umzugehen. Was er sagte, nahmen

die Leute als Gesetz an, weil er sie verstand, und er war unter dem Namen: ‚Simba mrima', das heisst der Löwe der Küste, bekannt. Durch einen Missgriff der Kolonialverwaltung wurde er nach Kamerun kommandiert, und so verloren wir unerwartet schnell diese ungemein wertvolle Kraft, auf die wir Bayern stolz waren. Denn gerade sein stürmisches Draufgehen, das ihm in Ostafrika, wo der Gegner nicht zu schiessen verstand, zum Siege verhalf, brachte ihm in Kamerun, wo die Eingeborenen Hinterlader besitzen, sich solcher zu bedienen wissen und nach europäischer Taktik Verteidigungswerke anlegen, bei der ersten grossen Sache den frühzeitigen Heldentod. Ich habe mir, weiss Gott, redlich Mühe gegeben, dem Geheimrat Kayser auseinanderzusetzen, was unseren Kolonieen not tut; aber es sind da so viele Strömungen, und er muss so viel Rücksicht nehmen, er hat so viele Feinde und Neider, dass er sich nicht zu helfen weiss."

„Ja," erwiderte Bismarck, ein Held ist er

nicht, aber er hat sich doch sehr eingearbeitet. Er ist durch mich in diese Stellung hineingekommen; früher hat er meine Söhne für das Examen präpariert!

„Es wird wohl jetzt Zeit zum Frühstück sein!"

An der Tafel fand ich die Fürstin, Lothar Bucher, Schweninger, Chrysander; es gab Kaviar, Spickaal, kalte Küche, dann Königsberger Klops mit Kartoffeln. Der Fürst trank zuerst Champagner-Bier in halben Flaschen, ein neues Getränk, dass ihm als diätetisch empfohlen war; ausserdem gab es Sedlmayr-Bier und Portwein; dazwischen wurde alter Litauer Korn angeboten. Nach dem Frühstück Kaffee, Kognak und Zigarren.

Der Appetit des Fürsten, sowie der Fürstin, welch letztere ich wohler aussehend und weniger kurzatmig als im Jahre 1891 fand, ist ausgezeichnet. Gegen Ende des Frühstücks nahmen die Hunde des Fürsten ihren gewohnten Platz zu beiden Seiten ihres Herrn ein. Es war

bei dem kleinen Kreise ein schönes Bild urdeutscher Gemütlichkeit.

Der Fürst sagte: „Ich finde den Tod des Herzogs von Clarence*) recht traurig für England, wie für seine junge Braut im besonderen. Der Herzog von Clarence hat mir immer sehr gut gefallen; er war ein frischer liebenswürdiger Mensch, und ich war sehr ergriffen, als ich die Todesnachricht erhielt.“

Auf die Frage der Fürstin: „Haben Sie Ihr Gepäck nicht mitgebracht? Sie bleiben doch ein paar Tage bei uns,“ erwiderte ich, ich sei, um keine Umstände zu veranlassen, in Hamburg abgestiegen.

„Ach ja,“ sagte der Fürst, „wir fahren ja heute zu Waldersees, und das Wölfchen würde sich hier langweilen.“

„Ja,“ fügte die Fürstin bei, „wenn das

*) Albert Victor, Herzog von Clarence, geboren den 8. Januar 1864, gestorben den 14. Januar 1892, der älteste Sohn des Prinzen von Wales; derselbe starb kurze Zeit nach seiner Verlobung mit der Prinzessin Victoria Mary von Teck.

nicht der Fall wäre, hätten Sie nach Hamburg um Ihre Sachen telegraphieren und unbedingt hier bleiben müssen."

Als wir uns von der Tafel erhoben, äusserte der Fürst: „Da warten schon meine Abonnenten." Er meinte damit die Vögel, welche auf der Balustrade der Terrasse sassen und bei der grossen Kälte nach ihrem Wohltäter ausspähten, an dessen Spende sie gewohnt waren.

„Euer Durchlaucht," so bemerkte ich, nachdem der Fürst seine Pfeife angezündet hatte, „habe ich noch mitzuteilen, dass ich am 11. Dezember eine einstündige Privataudienz beim Papste hatte und dass Seine Heiligkeit sich mit warmer Empfindung mit mir über Eure Durchlaucht unterhalten und Grüsse für Hochdieselben aufgetragen haben."

„Wie geht's dem alten Herrn? Wir sind stets gut miteinander ausgekommen, und der Papst hat mir seinen höchsten Orden mit Brillanten verliehen, aber mit der verflixten

kleinen Exzellenz*) konnte ich nicht auskommen."

Und mit bezug auf meine dem Papst über das Reichstagsmandat Bismarcks gemachte Bemerkung meinte die Fürstin:

„Mein Mann nahm das Reichstagsmandat nur an, damit der Sitz nicht an einen Sozialdemokraten oder einen Freisinnigen verloren geht. Er geht nicht nach Berlin, wenigstens jetzt nicht; er müsste schweigen oder frisch von der Leber weg reden, und beides will er nicht."

Der Fürst auf dem Sofa, aus der Zeitung vorlesend: „Ah, da ist wieder eine ganz neue Selbstmordmethode; ein junges Mädchen stellt sich unter die Windmühlenflügel, um ihrem Leben ein Ende zu machen."

Als ich dem Fürsten das gestrige Abendblatt einer Berliner Zeitung vorlegte, in welchem die Chefredaktion meine scharfe

*) Der Führer der Zentrumspartei Doktor Windthorst.

Kritik über die Vorgänge in Deutsch-Ostafrika in einem Zusatze billigte, sagte Bismarck: „Das sieht dem Blatte allerdings nicht ähnlich; das wird der Kolonialabteilung nicht gefallen.“

Von einer Reise in noch wenig bekannte Gegenden des russischen Reiches riet mir der Fürst zurzeit ab: „Die Deutschen sind dort augenblicklich nicht gerne gesehen, und“ — setzte er lächelnd hinzu — „Sie könnten wieder einmal ausgewiesen werden.“

Die Fürstin bringt ein Album mit photographischen Ansichten der im Museum in Schönhausen befindlichen Geschenke und macht mich auf die Photographieen der von mir gestifteten ethnographischen Gegenstände aufmerksam.

Vor meiner Verabschiedung musste ich mich noch in das Gästebuch eintragen.

Schönhausen an der Elbe, der 25. Januar 1892.

Einer Einladung des Grafen Herbert folgend, begab ich mich um elf Uhr nach Schönhausen, woselbst ich nach dem Frühstück

mit ihm das Museum besichtigte. Es fallen mir von grossen Ölgemälden auf: die Kaiserproklamation in Versailles 18. Januar 1871, die lebensgrossen Porträts verschiedener Regenten Europas, ferner die grosse Zahl von Ehrenbürgerbriefen, Humpen, Photographieen, Geschenke aller Art, die sämtliche Räume des ersten Stockwerks füllen. Beginne mit dem Auspacken meiner Sammlung. Gegen Abend Spaziergang im Park, wobei mich der Graf an die Gräber zweier seiner Vorfahren führt. Vor dem Schlosse stehen vier Kanonen, Geschenke Kaiser Wilhelms I., Geschütze aus der Zeit Ludwigs XIV. und XVI., sowie Napoleons III. Nach dem Mittagessen habe ich mit dem Grafen Billard gespielt. Ich sah im Schlosse einen vorzüglichen Stich des Fürsten Bismarck, von Hecht in München nach einem Gemälde des Meisters Lenbach vom Jahre 1889, der Fürst nach dem Frühstück im Lehnstuhl sitzend, sich zur Unterhaltung hochrichtend, die Rechte, wie seine Gewohnheit ist,

auf die Lehne gestützt, in der Linken die lange dampfende Tabakspfeife. Der Stich gefiel mir so gut, dass ich mir vornahm, einen gleichen zu kaufen und den Fürsten zu bitten, denselben mit seiner Unterschrift und dem Datum meines letzten Besuches in Friedrichsruh zu versehen.

Schönhausen, den 26. Januar 1892.

Um neun Uhr gemeinschaftliches Frühstück, bis ein Uhr im Museum gearbeitet, zweites Frühstück. Dann bis sechs Uhr im Museum weiter gearbeitet. Die Sammlung provisorisch aufgestellt und Skizzen gemacht für die definitive Unterbringung.

Es meldet sich ein zweiter Besuch in der Person Seiner Durchlaucht des Prinzen Christian Krafft zu Hohenlohe-Öhringen, den ich schon früher schätzen gelernt hatte. Um acht Uhr Diner, alsdann interessante politische Unterhaltung bis elf Uhr. Billardspiel bis zum Schlafengehen.

Ich erhielt heute den folgenden Brief aus Friedrichsruh:

„Friedrichsruh, 25. 1. 1892.

Geehrter Herr Wolf!

Mein Sohn schrieb mir, dass er Sie heute in Schönhausen erwartet; so will ich Ihnen dahin unseren herzlichen Dank senden für die merkwürdige wuchtige Peitsche*) und die zauberhaften Blumen, die wirklich überwältigend schön waren und noch immer neben meinem Schreibtisch wundervoll duften.

Es war so liebenswürdig von Ihnen, unser zu gedenken in so köstlicher Weise, die uns sehr erfreut, und wir beide danken Ihnen recht von Herzen dafür.

Schönhausen wird Ihnen gewiss gefallen — es ist solch eigentümliches Haus, wie ein Märchen aus alten Zeiten, und man merkt ihm die sechshundert Jahre, in denen es ehrwürdig dasteht, schwer an. Und wie behaglich und wohnlich hat mein Sohn sich's eingerichtet! — Ich habe im Sommer grosse Freude

*) Es war das eine Sklavenpeitsche, ein Beutestück aus dem Araberaufstand.

daran gehabt und wäre ich nicht gar so kümmerlich und schwerfällig, würde ich ihn gern oft dort besuchen. Grüssen Sie ihn viel, bitte, und sagen Sie ihm, ich liesse sehr für seinen lieben gestrigen Brief danken und freute mich innig zum Mittwoch.

Leben Sie wohl, lieber Herr Wolf, möchten Ihre Mühen in Berlin doch mit Erfolg gekrönt werden, so dass Sie fröhlich und zuversichtlich abreisen mögen, in eine glückliche Zukunft hinein. Mein Mann und ich grüssen Sie herzlich, lieber Herr Wolf, und so behüte Sie Gott allerwegen!

Ihre ergebene

J. Bismarck."

Friedrichsruh 25/1.92

Geehrter Herr Wolff!

Mein Sohn schreibt mir, daß er Sie heute in Schönhausen erwarte, so will ich Ihnen durch ihn unseren herzlichsten Dank senden für die merkwürdig richtige Statuette u. die zauberhaften Blumen, die wirklich überwältigend schön waren u. auch immer unsere meinen Schreibtisch

wundervolle dachte.
Ich war so liebenswürdig
von Ihnen, meiner zu gedenken,
in so köstlicher Weise, die
und sehr erfreute es mich
Beide danken Ihnen recht
von Herzen dafür.
Schönhausen wird Ihnen
gewiß gefallen – es ist
solch' eigenthümliches Haus,
wie ein Märchen aus
alten Zeiten und man
merkt ihm kaum 600 Jahre,

in denen es gewöhnlich beschäf-
tigt war. Was Sie bezüglich
u. natürlich hat mein Schreibtisch
eingerichtet. – Ich habe einen
Bruder großen Kummer darum
gehabt u. wenn ich auch gar
so kümmerlich u. schwerfällig
würde ich ihn gern öfter dort
besuchen. Grüßen Sie ihn
viel, bitte, u. sagen Sie ihm,
ich hätte sehr für seinen lieben
gestrigen Brief danken u. freute
mich innig zum Mittwoch.
Leben Sie wohl, lieber Herr Wolff,
möchten Ihre Mühen in Berlin

daß nicht erfolglos gedient
worden, so daß Sie fröhlich
u. zuversichtlich abreisen mögen
in eine glückliche Zukunft
hinein. Mein Mann u.
ich grüßen Sie herzlich,
lieber Herr Wolff und
Ich befehle Sie Gott allewege!

Ihre
ergebene
J Bismarck

1892–1893

Friedrichsruh, 3. u. 7. Februar 1892.
Briefe der Fürstin von Bismarck.

Taormina, 1. April 1892.
Feier von Bismarcks Geburtstag auf Sizilien.

Kissingen, 26. August bis 4. September 1893. Bei Fürst und Fürstin von Bismarck.

München, 10.—25. September 1893.
Das Graf Bill Bismarcksche Paar in München. Ausflüge Schliersee, Hohenschwangau, Tegernsee, Dolomiten und so weiter.
Verkehr bei Franz von Lenbach.

Berlin, den 28. Januar 1892.

Hotel Kaiserhof. Gestern früh zehn Uhr verabschiedete ich mich von Schönhausen. Erhalte heute den Besuch des Reichstagsabgeordneten Major von Massow-Rohr, Gutsnachbar von Bismarck in Varzin, und zweier Parteifreunde desselben, welche mit mir über die Petition sprechen, die ich nach Bismarcks Rat in Sachen des gegen mich erlassenen Küstenverbots an den Reichstag richten soll. Dieselben teilen Bismarcks Auffassung, dass ich die Verfügung Caprivis nicht ruhig hinnehmen dürfe.

Berlin, den 30. Januar 1892.

Schicke ein Duplikat des Stiches, welcher mir in Schönhausen so gut gefallen hat, an

die Fürstin Bismarck, mit der Bitte um die Unterschrift Seiner Durchlaucht; besonders dankbar wäre ich für einen Sinn- oder Hausspruch desselben.

Berlin, den 4. Februar 1892.

Werde durch die folgenden Zeilen erfreut wofür ich mich sofort bei der Fürstin bedanke, auch sie um ein Andenken in Gestalt einer Photographie bittend:

„Friedrichsruh, 3. 2. 92.

Lieber Herr Wolf!

Sinn- oder Haussprüche, wie Sie's nennen, schreibt mein lieber Gatte nie, unter Bilder überhaupt nicht. — Er ist schon unzählige Mal angegangen, hat's aber stets refüsiert. So konnte ich Ihren Wunsch auch nicht erfüllen, lieber Herr Wolf, so gerne ich's ja getan.

Aber die Unterschrift mit Datum (Ihres lieben Besuchs) hat er gleich gegeben — trotzdem er schon einmal lithographisch da-

steht, und ausserdem hat er mir viele herzliche Grüsse dazu für Sie aufgetragen.

Ich existiere nirgends so umfangreich. Bin mal in Kissingen für meine Kinder in grösserem Format photographiert, habe die Platte dann aber gleich vernichten lassen, weil ich nicht am Photographenfenster breit ausstehen mochte. Ich bin nur mehr in Kabinettbildern vorhanden, weiss nicht, welches Sie von mir haben — bin zuletzt im vorigen Jahre hier — mit einer Goliathshand abgedruckt, welches meine Freunde sämtlich finden, ebenso eine ‚Aufnahme' von 83 — die mir ganz erträglich erscheint, und die ich Ihnen wahrscheinlich gab — (im Hut?). Dann ist noch ein Versuch gemacht, 1871 im Sammetkleide, jedenfalls das beste — jetzt aber wenig kenntlich, weil zu jung.

Wollen Sie die Riesenhand haben — so schicke ich sie Ihnen gern. Sie können ja den Kopf abschneiden, der leidlich gelungen.

Und nun leben Sie wohl, und Gott sei mit Ihnen, lieber Herr Wolf!

Ich grüsse Sie herzlich und bin

Ihre ergebene

J. Bismarck."

Berlin, den 7. Februar 1892.

Erhalte die erbetene Photographie Ihrer Durchlaucht, Kabinettaufnahme des Hofphotographen A. Bockmann in Strassburg in Elsass, mit der Fürstin Unterschrift: J. von Bismarck, Friedrichsruh, 16. Januar 92. Dieselbe stellt die Fürstin ohne Hut im dunklen Sammetkleide mit Schmelzbesatz dar, die Arme übereinander gelegt. Die Gabe war von folgenden Zeilen begleitet:

„7. Februar 1892.

Da bin ich mit herzlichen Grüssen.

J. v. B."

* * *

14. April 1892 schiffte ich mich zu einer weiteren afrikanischen Reise ein, nicht ohne vorher am 1. April mit den sich auf Sizilien

aufhaltenden Deutschen ein Festessen zur Feier des Geburtstages des Fürsten in Taormina veranstaltet zu haben.

August 1893 von der Reise nach dem Viktoriasee und um denselben, durch die Länder Uganda, Umburru und Umbugwe nach Europa zurückgekehrt, besuchte ich wieder den Papst und kam über Paris, wo ich dem Minister des Auswärtigen und über Spa, wo ich dem König von Belgien meine Aufwartung gemacht, in Berlin an, um dem Grafen Caprivi Bericht über das Resultat meiner Reise zu geben. Graf Caprivi, mit dem ich betreffs der Verwaltung Deutsch-Ostafrikas in Differenzen geraten war, die ihn zur Verfügung veranlasst hatten, mir das Betreten des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes zu untersagen, trat mir mit den Worten entgegen: „Ich habe Ihnen unrecht getan, ich sehe es ein, wir wollen die Streitaxt zwischen uns begraben!" —

Ich hatte auf eine am 22. August nach Kissingen gerichtete Anfrage die telegraphische

Mitteilung erhalten, dass Fürst Bismarck, der soeben eine schwere Krankheit überstanden hatte, wohler, und dass mein angekündigter Besuch willkommen sei.

Ich reiste nach Kissingen und wurde zum 26. August um sieben Uhr mit einer Tischeinladung erfreut.

Über die im Kreise der Bismarcks verlebten Stunden besagt mein Tagebuch:

Kissingen, den 26. August 1893.

Obwohl mir infolge der Nachtfahrt von Berlin hierher, wobei ich mir ein Zahngeschwür zuzog, das Gesicht sehr verschwollen war, nahm ich die Einladung an, weil ich mich der Gefahr, den Fürsten vielleicht gar nicht sprechen zu können, nicht aussetzen wollte.

Meine Befürchtung, dass ich den Fürsten noch sehr angegriffen finden würde, hat sich, Gott sei Dank, nicht bestätigt. Er leidet zwar an Gesichtsschmerzen und wie es scheint auch an Rheuma, sonst ist er aber unverändert, wie ich ihn im Januar vorigen Jahres gefunden,

lebhaft, witzig und lebensfreudig. Die Fürstin zeigt mehr Stubenfarbe als ehedem; sie ist eingefallener, hat aber ihre ganze Lebendigkeit und Unterhaltungsgabe bewahrt. Zugegen waren bei Tisch noch Hofrat Doktor Dieruf nebst Frau, der protestantische Stadtpfarrer Hausleiter, Salinenarzt Doktor Heckenauer, Doktor Chrysander und Oberst von Goldammer aus Stangenteich bei Friedrichsruh.

Der Fürst kam mit grosser Herzlichkeit auf mich zu und sagte:

„Sie sehen ja diesmal gar nicht so verbrannt aus."

Als er bei Tisch sah, dass ich nichts Konsistentes essen konnte, äusserte er, er wolle mir zwei weiche Eier kochen lassen.

„Wir befinden uns übrigens" — so fuhr er fort — „in gleichem Zustande. Sie sehen, auch ich kann vor Gesichtsschmerzen nicht kauen; dafür wollen wir um so kräftiger trinken."

Da die Tischgesellschaft zu zahlreich und nicht intim genug war, hielt ich es für ange-

zeigt, mich jetzt nicht über das zu äussern, was ich dem Fürsten auszurichten hatte, und unterhielt mich deshalb zumeist mit der Fürstin, die wie immer von einer grossen Liebenswürdigkeit für mich war.

Kissingen, den 27. August 1893.

Fahre zu verschiedenen Gärtnern, um für morgen weisse Rosen und blaue Vergissmeinnicht zu einem Bukett in den bayrischen Landesfarben und mit dem Spruch: „In Treue fest, in Liebe heiss, stets zum Fürsten, gut blauweiss", zu bestellen.

Abends sehe ich den Reichstagsabgeordneten von Massow-Rohr, welcher mir erzählt, die Fürstin habe zu Schweninger bemerkt, ich hätte infolge des geschwollenen Gesichtes so gesprochen, als ob ich einen Neger im Mund gehabt hätte. Ich musste über diesen Einfall so lachen, dass das reife Zahngeschwür aufging.

Kissingen, den 28. August 1893.

Abends halb sieben Uhr fuhr ich zu Professor Schweninger nach der oberen Saline,

um mich von ihm auf fernere Tropentauglichkeit untersuchen zu lassen. Um sieben Uhr meldete der Diener, es sei serviert, der Fürst liesse bitten, ich möge mitessen. Da ich nicht in Gesellschaftsanzug war, liess ich mich durch den Diener entschuldigen, worauf er mit der Meldung zurückkam, ich möchte trotzdem bleiben.

Heute waren wir en petit comité; anwesend ausser dem Fürstenpaar nur Professor Schweninger, Chrysander und Frau von Reckow, Priorin aus Stolp. Ich bekam meinen Sitz zur Rechten des Fürsten angewiesen; er litt heute weniger an Gesichtsschmerzen als vorgestern und war infolgedessen aufgeräumter. Während er am Samstag nur Suppe zu sich nahm, verzehrte er heute Forellen, weich gekochten Schmorbraten mit Kartoffeln und Kompott mit grossem Appetit. Als ich den Fürsten so zugreifen sah, bemächtigte sich auch meiner, der ich mehrere Tage gefastet, ein förmlicher Heisshunger, worüber Bismarck

sich freute; wir tranken vorzügliches Fassbier, das ihm von einem Münchener Grossbrauer gesandt worden war. Er äusserte, es sei rührend, wie viele Aufmerksamkeiten er von meinen bayrischen Landsleuten erfahre. Allen voran leuchte der Prinzregent, der, so oft er die bayrische Grenze überschreite, ihm Wagen, Pferde und Dienerschaft zur Verfügung stelle. „Ich weiss nicht, wie ich ihm jemals danken kann."

Des weiteren unterhielt sich Bismarck mit mir über meine Reisen, vor allem über die deutsch-ostafrikanische Kolonie und über Zentralafrika. Das Kapitel ‚Missionen' interessierte ihn; er entwickelte eine so genaue Kenntnis aller geistlichen Orden und ihrer Geschichte, dass ich erstaunt war. Es war und wird mir stets ein Rätsel bleiben, wo Bismarck diese unbeschreibliche Fülle von Wissen hernimmt. Er illustrierte an Beispielen, dass die Methode der katholischen Missionen in den Kolonieen jener der pro-

testantischen vorzuziehen sei. Demnächst sprachen wir über die neuerlichen Bestrebungen der Antisklavereigesellschaft, und Bismarck meinte, eine plötzliche Emanzipation des Negers sei nur zu dessen Schaden.

„Was halten Sie vom Neger?“

Ich erwiderte, der Neger käme mir vor wie ein Mittelding zwischen Kind und Affen, worauf der Fürst laut lachte; „allerdings“ — fügte ich hinzu — „gibt es unter den Negerstämmen Ausnahmen, wie zum Beispiel die Bagandas.“ Nunmehr beteiligte sich die Fürstin auch an diesem entre la poire et le fromage entstandenen Kolonialgespräch. Ihre Frage: „Haben Sie vieler Menschen Tod verursacht?“ konnte ich verneinen, worauf der Fürst bemerkte: „Man könnte sich ja auch des Gegenteils schuldig machen.“ Die Konversation war in dem kleinen Kreise lebhaft; die Fürstin hatte in den ‚Hamburger Nachrichten‘ einen Artikel über das Schächten der Juden gelesen, und frug nun: „Otto, was ist eigentlich das

Schächten?“ was Bismarck nun auch wieder so sach- und fachgemäss beantwortete wie ein Talmudgelehrter.

Wir hatten ziemlich lang bei Tisch gesessen und waren eben im Begriffe, aufzustehen, als Graf Janos Palffy, der Onkel der Gräfin Herbert Bismarck (geborenen Gräfin Hoyos), bei dem im vergangenen Jahre in Wien die Hochzeit des Grafen Herbert gefeiert worden war, erschien. Nun blieb man bei einem Glas Bier noch sitzen; später verfügte sich die Gesellschaft nach dem anderen Ende des grossen, weissgedielten Saales. Es bereitete dem Fürsten sichtlich Schmerzen, als er es sich auf dem für seinen gigantischen Körper viel zu kurzen, altfränkischen Kanapee bequem machte. Der kleine Kreis gruppierte sich jetzt um ihn herum.

Bezugnehmend auf die von mir in einem Berliner politischen Blatte veröffentlichten und von dort in andere Zeitungen übergegangenen Berichte über meine Reise nach Zentralafrika,

bemerkte die Fürstin: „Eigentlich habe ich mich gewundert, dass Sie für Ihre Veröffentlichungen eine Zeitung gewählt haben, die meinen Mann so häufig zur Zielscheibe ihrer Angriffe gemacht hat," — worauf ihr der Fürst, noch ehe ich Antwort geben konnte, ins Wort fiel: „Ich selbst habe Herrn Wolf zu dem Blatte geraten. Die Kolonialpolitik hat mit der inneren Politik nichts zu tun, und dass Herr Wolf die von dem Blatt mir gegenüber eingenommene Haltung nicht billigt, ist mir hinlänglich bekannt."

„Das wusste ich nicht, Ottochen —" bemerkte die Fürstin beschwichtigend.

Über den politischen Teil des Gespräches gehe ich hinweg, da sich derselbe zur Zeit doch nur fragmentarisch oder mit Weglassung der Pointen wiedergeben liesse. Graf Palffy erzählte sehr interessant und gab sich alle Mühe eines geistreichen Causeurs, um dem Fürsten über seine Schmerzen hinweg zu helfen. Die Fürstin wollte nun von dem Onkel ihrer

Schwiegertochter, der als gourmet gilt und, so viel mir bekannt, als Verfasser eines Kochbuches für den feinsten Geschmack in den höchsten Kreisen der Aristokratie bekannt ist, wissen, wie das Gericht heisse, dass ihrem Manne in Wien bei ihm so gut geschmeckt habe. Graf Hoyos nannte erst verschiedene Gerichte, es wurde hin- und hergeraten, schliesslich kam die Fürstin auf das richtige, es war ein Entrée in einer Form von Butterteig ‚suprême de volailles aux quenelles'.

„Ja" — warf der Fürst ein, die Zeitung, in der er las, auf die Erde fallen lassend — „nun hat sie's, nun haben wir's, suprême de volailles, aux quenelles." Graf Palffy versprach, dem Koch am nächsten Tage die Herstellung dieses Gerichtes zu erklären.

„Mein Vater war ja Koch" — meinte lächelnd der Graf, einer der liebenswürdigsten Kavaliere, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe.

Der Fürst rauchte heute zwei Pfeifen

hintereinander mit mehr Behagen als vorgestern; einmal begab er sich in sein Arbeitszimmer, wohin ihm Professor Schweninger, da es dunkel war, mit einem brennenden Papierfidibus nachleuchtete. Alles einfach, gemütlich, ungekünstelt.

Ich erzählte dem Fürsten noch über den Verlauf meiner Audienz bei dem König der Belgier in Spa.

Mittlerweile war es zehn Uhr geworden, wir verabschiedeten uns, der Fürst lud mich ein, ihn wieder zu besuchen, worauf ich mit dem Grafen Palffy den Rückweg nach Kissingen antrat.

Kissingen, den 29. August 1893.

Lange Unterhaltung mit Graf Palffy, der dem Fürsten Bismarck noch eine Lebensdauer von drei bis vier Jahren prophezeit. Er erörtert eingehend die Eventualität einer Aussöhnung desselben mit dem Kaiser, glaubt nicht daran, dass Frankreich mit uns Frieden wolle, „in der Politik gibt es keine Offenheit,

keine Freundschaft, keine Liebe, keine Neigung; alle guten Eigenschaften müssen weggedacht werden; nur das eigene Interesse ist massgebend."

Kissingen, den 30. August 1893.

In der Früh Schweninger in der Saline besucht. Der Fürst hat eine gute Nacht gehabt und schlief noch um neun Uhr. Abends erzählte ich dies in der Altdeutschen Weinkneipe Adolf Menzel, der es wiederum dem neben ihm sitzenden tauben Professor von Treitschke auf einen Zettel aufschrieb, worauf wir auf Bismarcks Wohl eine Flasche Deidesheimer tranken.

Kissingen, den 31. August 1893.

Bei Gelegenheit meines letzten Besuches in der Saline erwähnte Fürst Bismarck, als die Rede auf seine Hunde kam, dass am 31. August der Namenstag seiner Hündin Rebekka sei. Aus diesem Anlass erlaubte ich mir den Scherz, für diese Hündin ein Kollier von Knackwürsteln mit Blumen durchflochten

nach der Saline zu senden. Gleichzeitig folgte ein Riesenblumenkorb zusammengesetzt aus Hunderten von Herbstzeitlosen und anderen Kindern der herbstlichen Flora, welche ich beim Durchstreifen von Wald und Flur gepflückt hatte. Hierauf bezieht sich das nachfolgende Telegramm:

„Saline (Kissingen), den 31. August 1893.

Ich danke ergebenst für die überaus gütige Erinnerung meines Namenstages und habe mit grosser Freude von der herrlichen Sendung gefrühstückt.

Die Fürstin dankt Ihnen sehr herzlich für den unvergleichlich wundervollen Blumenkorb und sendet viele Grüsse.

Rebekka."

Kissingen, den 1. September 1893.

Früh zehn Uhr begab ich mich hinaus zu Schweninger, um mich nach des Fürsten Befinden zu erkundigen. Er lag noch im Bett, hatte eine schlechte Nacht gehabt, war von Schmerzen geplagt worden. „Schweninger

meinte, es sei nicht daran zu denken, dass der Fürst diese Woche abreisen könne. Nachdem ich die Saline bereits verlassen hatte, liess mich die Fürstin zurückrufen, um sich mit mir eine halbe Stunde lang über die Liebenswürdigkeit des bayrischen Prinzregenten, über die Schönheit Oberbayerns und seine treuherzigen Einwohner, über Tölz-Krankenheil, das sie seinerzeit zur Linderung ihrer Leiden aufgesucht hatte, zu unterhalten. Dabei erwähnte sie mehrmals mit dem Ausdruck des Dankes den Namen der Familie Loder.

Schliesslich brachte sie das Gespräch auf meine engere Heimat, die bayrische Pfalz. Wie lieb ist doch die Fürstin, und welch feine Art hat sie, sich für ihr erwiesene Aufmerksamkeiten zu bedanken.

Erst am heutigen Tage gelangt ein Schreiben des Fürsten Bismarck d. d. Friedrichsruh, 4. Januar 1893, in meine Hände, worin sich derselbe für meinen aus Zentralafrika an ihn gesandten Neujahrswunsch bedankt.

Kissingen, den 4. September 1893.

Vormittags in die Saline; Fürst Bismarck hat wiederum eine schlechte Nacht gehabt, die Neuralgie hat ihm stark zugesetzt. Von der vierten Morgenstunde ab war Schweninger bei ihm; bis zum heutigen Tag hat er vierundzwanzig Bäder genommen; vier weitere waren vorgesehen; es war indessen in den letzten Tagen empfindlich kalt geworden; auch die Fürstin hatte Feuer in ihrem Zimmer. Sie sagte: „Mein Mann möchte gerne fort, nach Varzin, es ärgert ihn, dass er hier so gefesselt ist. Nach dem Süden zu reisen, daran ist nicht zu denken. So weit will mein Mann nicht mehr fahren; er hat es im vorigen Jahr abgelehnt, nach Fiume zu gehen, wo Herberts Hochzeit stattfinden sollte, weil die Fahrt über den Karst vierzehn Stunden mehr in Anspruch genommen hätte als die nach Wien. Wäre er nach Fiume gefahren, so wären die Dinge in Wien nicht passiert. Der alte Kaiser von Österreich war immer so wohl-

wollend für meinen Mann. Was in Wien vor sich ging, hat meinem Manne sehr leid getan, und er hat es so schnell nicht überwunden."

Ich blieb eine halbe Stunde bei der Fürstin, verabschiedete mich dann von ihr mit der Bitte, seiner Durchlaucht meinen tiefsten Respekt zu sagen, hoffend, dass der Fürst recht bald vollkommen schmerzfrei sein möge.

München, den 10. September 1893.

Seit mehreren Tagen kann ich mich davon überzeugen, welch ein Prachtmensch der Jüngstgeborene des Altreichskanzlers ist. Wir speisen heute zum vierten Mal bei Lenbachs, und nach verschiedenen Abendzerstreuungen findet uns häufig die frühe Morgenstunde bei fröhlicher Unterhaltung im Café Luitpold. Heute unternahmen wir einen Ausflug nach Schliersee zu Konrad Dreher und machten im Eisenbahncoupé ein lustiges Radi- und Würstelfrühstück. Einem Kranz von Regensburger Knackwürsten ging Bill ganz energisch zu Leibe. Wir waren alle so glücklich darüber,

dass es nach den erhaltenen Mitteilungen dem Fürsten Bismarck besser ging und beschlossen deshalb, nachmittags in das Schlierseer Bauerntheater zu gehen, wo das „Lieserl vom Schliersee“ von Konrad Drehers Bauerntheatertruppe meisterhaft aufgeführt wurde. Ich tanze hinter den Kulissen unter Zitherbegleitung mit der Gräfin Sibylle Bismarck, die wie eine Sylphide leicht dahinschwebt, einen Schuhplattler.

München, den 13. September 1893.

Vorgestern fuhr ich mit Bill Bismarck, Frau von Lenbach, Baronin von Reitzenstein, Oberst von Goldammer über Füssen nach Schwangau, wo wir abends im Gasthaus zur „Alpenrose“ beim Klange einer Zither, die ein österreichischer Grenzwächter spielte, wiederum ein Tänzchen wagten. Mein kräftiges Aufstampfen beim Schuhplattln dröhnte bis zu dem Herrn Geheimrat Krupp aus Essen hinauf, der über uns wohnte, und dessen Schlummer gestört wurde, was ich zu meinem grossen

Bedauern erst am folgenden Morgen erfuhr. Gestern schleppte ich in Anbetracht des urbajuwarischen Appetits des Grafen Bill einen Rucksack voll Knackwürste den Säuling hinauf, aber nicht wieder herunter. Nachmittags Besuch von Neuschwanstein und Tanz bis Mitternacht. Heute morgen konnte ich mich am gemeinsamen Frühspaziergang nicht beteiligen, weil meine Gamsledernen vom Tanzen noch so durchnässt waren, dass ich im Bett und sie im Backofen bleiben mussten. Abends Rückfahrt nach München. Graf Bill hatte wiederholt sein Verlangen nach echt bayrischen Leberknödeln mit Sauerkraut ausgedrückt, die wir nach der Rückkehr zusammen mit den Damen und Professor von Lenbach im Hotel National Simmen verzehrten.

München, den 16. September 1893.

14. dieses Monats mittags mit Bismarcks bei Lenbachs gespeist, abends mit ihnen ins Volkstheater; am 15. mit Bismarcks und Lenbach nach Ammerland, um das reizende Engels-

kind Lenbachs, Marion, zu besuchen. Abends die ganze Gesellschaft bei mir (Hotel National). Heute machte ich für Bismarcks den Führer in der „Sezessions-Ausstellung“, wo wir manches Gute sahen, mittags, bei Lenbachs, abends hörten wir schöne Walzer von der Strauss'schen Kapelle. Zehn Uhr Abfahrt des Grafen Bill zu seinem Vater nach Kissingen.

München, den 18. September 1893.

Gestern mit der Gräfin Sibylle in die Alte Pinakothek gegangen, abends mit ihr und Moltkes nach dem Theater ins Café de l'Opéra. Heute zu Tisch bei Lenbachs mit Gräfin Sibylle und dem Adjutanten des Kaisers, dem Grafen Moltke; abends wiederum in diesem fürstlich-gastlichen Hause, woselbst Moltke nach Tisch hinreissend schön Klavier spielte; Gräfin Sibylle sang mit vieler Poesie.

Waidbruck (am Brenner), den 22. September 1893.

Am 19. früh acht Uhr holte ich den Jüngstgeborenen des Fürsten, der von Kissingen zurückkam und von dort gute Nachricht brachte,

an der Bahn ab. Die nächsten drei Tage kann ich mit zu den schönsten meines Lebens rechnen, denn ich lernte Bill Bismarck und die Gräfin Sibylle von einer neuen Seite, als ausdauernde, furchtlose Bergsteiger kennen. Wir hatten beschlossen, eine Tour in die Dolomiten zu machen, und reisten am 19., begleitet von meinem alten Rucksackträger Johannes Hodes aus Salzburg, bis Waidbruck an der Brennerbahn, zwischen Franzensfeste und Bozen gelegen, der Einbruchsstation in das Grödnertal und der Sellagruppe. Die Sonne war bei unserer Ankunft in Waidbruck bereits hinter den Bergen versunken, aber wir hatten einen wonnigen lauen Südtiroler Septemberabend, so dass wir uns im Freien das Tiroler Kaiserfleisch, das wir mit echtem Maddelener begossen, herrlich munden liessen. Nach dem Essen Mondscheinspaziergang am Ufer der rauschenden Eisack, deren Wildwassertosen uns bald in kräftigen Schlaf wiegte.

Regensburger Hütte, den 23. September 1893.

Heute morgen, o weh, wie ich aus dem Fenster seh, die Berge frisch voll Schnee. Trotzdem sagten wir uns: ‚Frisch gewagt ist halb gewonnen‘ und traten die Fahrt nach St. Ulrich in Gröden an, wo wir um elf Uhr, und nach St. Christina, wo wir um ein Uhr eintrafen. Um zwei Uhr marschierten wir nach der am Fusse des Sas Rigais gelegenen Regensburger Unterkunftshütte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins ab, der Herr Regierungspräsident von Hannover und die hochgeborene Gemahlin alpin ausgerüstet, und in ‚kurzer Wichs‘. Doch erstens es kommt anders, zweitens wie man's denkt.

Wir kamen quitsche quatsche nass auf der Regensburger Hütte an. Gott sei Dank, wir waren die einzigen Anwesenden. Das Heer der Ferienbergkraxler war längst wieder nordwärts gezogen. Aussen wechselten Nebel und Regen mit Regen und Nebel ab. Keine Spur von Aussicht. In der Hütte war es kalt,

es sah bereits recht herbstlich aus. Hier galt es schleunigst Stimmung schaffen, sollten mich meine gräflichen Freunde nicht zu allen Teufeln wünschen. Deshalb schob ich den Herrn Regierungspräsidenten und die Frau Präsidentin rasch in die obere Kammer, das sogenannte ‚Damenzimmer', damit sie sich umkleiden sollten. Nun flugs mit meiner ganzen alpinen Praxis heraus, Holz spalten, Feuer anmachen, das Feuer anblasen, bis mir vom Rauch die hellen Tränen die Backen herunter liefen, unterhalb der Hütte Wasser holen lassen und dampfenden Tee mit einem festen Schuss Rum darin den inzwischen Getrockneten vorzusetzen, war eins. Eine Anrede an das gräfliche Paar, dass es mir nun behilflich sein müsse, ein *pot au feu* herzurichten, war zwei. Graf Bill musste die mitgebrachte Knorrsche Erbswurst in Pulver verrühren, was er mit der ihm angebornen Bonhomie eines Grandseigneur tat. Als er dann aber Zwiebel schälen und Salami in Scheiben schneiden musste, lauter Dinge, die

ich für das alpine Liebesmahl brauchte, bekam ich knurrige Laute zu hören. Die Gräfin war allerliebst, sie fühlte sich so recht in der Rolle einer drallen Almerin und Dame patronesse der Regensburger Hütte in den Tiroler Dolomiten. Nun gingen Graf Bill und ich in den Keller auf die Suche nach Wein, währenddessen die Gräfin Teller und Löffel putzte und den Tisch säuberte und herrichtete, Kerzen in Flaschen steckte, damit wir bei festlich beleuchtetem Hause unser *pot au feu* in traulichster Gemütlichkeit verzehren konnten. Aus dem Keller brachten wir zwei so viel Wein, als wir nur glaubten, vertragen zu können, und wir hatten unseren Durst nicht unterschätzt. Mein erstes Glas galt dem in Kissingen genesenen Fürsten, mein zweites den Gästen auf luftiger Höhe, und mein drittes einer günstigen Bergfahrt. Draussen graupelte, regnete, nebelte und schneite es abwechselnd. Die Aeolsharfe auf dem Dache unseres Nachtquartiers blies traurige Weisen. Doch unsere Parole war:

‚Nur nöt auslassn!‘ Von den beiden Bismarcks wusste ich jetzt soviel, dass sie mit mir durch dick und dünn gehen würden. Nachdem ich ihnen eine ruhevolle Nacht gewünscht, aufgewaschen, die Bergschuhe eingefettet, Feuerholz und Frühstück für den nächsten Morgen hergerichtet und in die Rucksäcke Wurst, Brot und Schnaps gepackt hatte, wickelte ich mich in mehrere Decken ein und bat den lieben Herrgott um ein recht schönes Wetter.

Waidbruck, den 24. September 1893.

Die Sorge um einen günstigen Aufstieg und das kräftige Schnarchen des Grafen Bill liessen mir keine Ruhe. Um drei Uhr trete ich mit wenig Erwartung vor die Tür; siehe da, der Himmel war voller blitzender Silbersterne; ich weckte meinen Träger, es wurde Feuer gemacht, die Bergschuhe angewärmt, das Ehepaar geweckt, vier ein halb Uhr frühstückten wir, uns wie Kinder auf den Aufstieg freuend. Von sechs Uhr ab war der Himmel

tiefblau und die Berge, der gegenüberliegende Langkofel, die Fünffingerspitze, die Sellagruppe, sowie der Sas Rigais waren mit Neuschnee bedeckt und glänzten weiss, wie vom Konditor mit Zucker bestreut. Des Grafen Bill sonst so gemütliches Gesicht, das sich aber abends in die Länge gezogen hatte, wurde wieder rund und freundlich wie das des Vollmondes, und die Gräfin begleitete ihr Erscheinen mit einem prächtigen Juchzer. Frohen Mutes schritten wir zum Anstieg des Sas Rigais über die zwischen dem Unterkunftshaus und dem Bergmassiv sich sanft aufbauenden, saftig grünen, mit alpiner Flora eingestreuten Wiesen, und der Gräfin ging das Herz auf, als sie einige selbstgepflückte Edelweiss, die dem Auge der raubgierigen Sommeralpinisten entgangen waren, auf ihr Berchtesgadener Hütl stecken konnte.

Bei Bismarcks gibt's keinen Schwindel, von Anseilen war keine Rede. Benutzung der Drahtseile, Pendeln längs schmaler auf einer

Seite steil in die Tiefe abstürzender Stege, Balancieren über den schmalen Grat, das war für die beiden Bismarcks ein Kinderspiel, als ob sie im Hochgebirge gross geworden wären. Und so ging's mit Sicherheit und Ruhe auf die Spitze des Sas Rigais. Um ein Uhr waren wir wieder in der Regensburger Hütte, auf die ich vorausgeeilt war, um das Mittagbrot herzurichten. Die Gräfin brachte einen Strauss Edelweiss, Enzian und andere verspätete Kinder der Herbstflora mit. Sie und ihr Gemahl waren entzückt von dem Geschauten. Das von mir hergerichtete kärgliche Mahl hat ihnen vielleicht besser gemundet als ein lukullisches Diner im Café Anglais in Paris.

Von der Regensburger Hütte stiegen wir nach Wolkenstein oder Santa Christina in Gröden, einem am Fusse der Sellagruppe das Tal abschliessenden, höchst malerisch gelegenen Örtchen ab, wo wir uns bei unvergesslicher Aussicht auf die von der Abendsonne beleuchtete Sellagruppe durch Tirolerknödel und

Wein stärkten. Abends sieben Uhr fuhren wir per Wagen unter strömendem Regen über St. Ulrich wieder nach Waidbruck, wo wir übernachteten.

München, den 25. September 1893.

Heute früh brachen wir von Waidbruck bei herrlichem Wetter auf, um nach dem von dem gräflichen Paar geliebten München zurückzufahren. Von Frau von Lenbach an der Bahn erwartet, speisten wir im Hause des Meisters; abends erzählte Graf Bill in der Künstlergesellschaft ‚Allotria' mit Begeisterung von unserem kurzerhand inszenierten, genussreichen Ausflug.

München, den 29. September 1893.

L'appétit vient en mangeant. Gestern lachte uns der Himmel wieder so an, dass ich Bismarcks vorschlug, auf das Hirschberghaus bei Tegernsee zu wandern. Gesagt, getan. Frau von Lenbach schloss sich an. Über Gmund und Tegernsee erreichten wir das Hirschberghaus um sechs Uhr abends. Hier

waren lustige Urmünchner und ein Holzknecht, der Gitarre spielen konnte. Das war so recht des guten Grafen Bill Herzensfreude. Er freundete sich im Handumdrehen mit den Münchnern an, und lustige Schnadahüpfeln, Juchzer und Schuhplattln wechselten ab. Erst um drei Uhr stellte sich bei uns das Bedürfnis nach Ruhe ein; die Münchner kneipten weiter; es war herzlich kalt in den Betten, und mich fror um so mehr, als ich mich ganz nass getanzt hatte. Der volle Mond schien mir ins Gesicht und liess mich nicht schlafen. Unter ausgiebigem Regen gingen wir heute morgen über den ‚Bauer in der Au' nach Tegernsee zurück, speisten in dem dortigen Gasthaus zur ‚Post' und liehen uns Kleider, während die eigenen getrocknet wurden, was zu einer komischen Maskerade Anlass gab. Um sechs Uhr waren wir in Bierathen zurück, wo uns das Haus des Münchner Apelles, wie Bismarck Lenbach zu nennen pflegte, mit griechischer Gastlichkeit aufnahm. Auch dieser Ausflug

war trotz des Regens allen Beteiligten ein Sonnenblick in dem grau in grau getünchten Leben.

München, den 25. September 1893.

Mit Bismarcks bei Lenbach zu Tisch, dabei unter anderem die Bekanntschaft der schönen Frau Doktor Lindpaintner*) gemacht. Nachmittags bereits in wehmütiger Abschiedsstimmung eine letzte Promenade mit dem gräflichen Paare unternommen und um zehn Uhr dasselbe auf die Bahn begleitet, da es nach Homburg vor der Höhe abreiste. Während seines Münchner Aufenthaltes machte Bill Bismarck vormittags gern einen kurzen Abstecher in das ,Münchener Bürger-Bräu', Restaurant des Herrn Odrich, um in diesem ausgezeichneten Gasthaus ein Paar Schweinswürsteln am Rost mit Sauerkraut zu verzehren. Diätetisch war dies nicht, Schweninger wird wohl nichts davon gewusst haben. —

*) jetzt die Gemahlin des berühmten Malers Franz Stuck in München.

Nirgends lernt man einen Menschen besser kennen, als in den Bergen, wo er sich gibt, wie er ist. Der Eindruck, den Graf Bill und seine Frau mir hinterliessen, ist der: hier sind einmal ungekünstelte, natürliche und gute Menschen, die durch den Weihrauch, der ihnen tagein, tagaus als den Kindern des allmächtigen Kanzlers gespendet wurde, nicht betört worden sind. Der Abschied von ihnen ist mir wahrhaftig schwer geworden, und schon heute freue ich mich, den letzten, vom Coupéfenster aus gesprochenen Worten der Scheidenden: „Kommen Sie bald zu uns nach Hannover“, Folge leisten zu können.

1893–1894

Friedrichsruh, 27. Oktober 1893.
Die Fürstin über Konrad
Drehers Schlierseer Bauerntheater.

Schönhausen an der Elbe 18. Dezember 1893. Besuch bei dem Grafen Herbert Bismarck.

Hannover, 10. Januar 1894.
Besuch bei Graf und Gräfin Bill Bismarck in Hannover.

Berlin, 26. Januar 1894.
Der Fürst in Berlin.

München, den 7. Oktober 1893.

Der Postbote bringt mir ein Eilpaket aus Hannover, enthaltend ein Paar Reisepantoffel bequemster Art. Auf der Regensburger Hütte hatte ich ein solches Paar bei dem Grafen Bismarck bewundert, und die Gräfin hatte die Aufmerksamkeit, zu Hause angelangt, sich dessen zu erinnern. Dieser kleine Zug ergänzt das reizende Bild dieses sympathischen Ehepaares.

* * *

Mitte Oktober 1893 hielt ich mich in Berlin auf, genoss mehrfach den Vorzug, in Gesellschaft der Gräfin Sibylle Bismarck zu speisen und besuchte des öfteren das eben dort im Wallner-Theater gastierende vorzüg-

liche Schlierseer Bauerntheaterensemble Konrad Drehers. Das humorvolle feine Spiel des Komikers Terofal brachte mich auf den Gedanken, den Fürsten Bismarck wiederum einmal herzlich lachen zu machen, denn die Nachrichten aus Friedrichsruh über die Gesundheit Seiner Durchlaucht seit seiner Rückkehr dorthin waren nicht befriedigend.

Ich schrieb also am 24. Oktober 1893 der Fürstin Bismarck, ich beabsichtige mit Konrad Drehers Einverständnis den Komiker Terofal und noch einige Mitglieder des Bauerntheaters nach Friedrichsruh zu bringen. Hierauf bezieht sich der nachfolgende Brief:

„Friedrichsruh, 27./10. 93.

Mein lieber Herr Wolf!

Es ist so sehr freundlich von Ihnen, dass Sie sich die hübsche Zerstreuung für meinen geliebten Gatten ausgedacht, und ich bin Ihnen von Herzen dankbar für Ihr gütiges Anerbieten; aber wenn es meinem Mann, gottlob, auch besser geht, wie in Kissingen, so ist er

doch noch lange nicht ganz hergestellt, muss noch immer sehr geschont und vor allen Aufregungen in acht genommen werden. Wir sahen in den drei Wochen seit unserer Rückkehr nur unsere Söhne und Herrn von Goldammer einmal, sonst niemand, leben unsere Tage still dahin, wie es meinem lieben Mann am angenehmsten und zuträglichsten ist. So müssen wir also auch auf das Vergnügen verzichten, die Schliersee-Leute hier zu sehen und zu hören, so schön es auch gewiss sein würde, und sagen Ihnen verbindlichsten herzlichsten Dank für Ihre liebenswürdige Absicht, meinem lieben Manne Erheiterung bereiten zu wollen.

Leben Sie wohl, geehrter Herr Wolf, und seien Sie viel gegrüsst von

Ihrer ergebenen

J. v. Bismarck."

Berlin, den 18. Dezember 1893.

Besuche den Grafen Herbert in Schönhausen an der Elbe; hatte das Glück, das am 23. November 1893 geborene erste Enkelkind

des Fürsten zu sehen und zugleich das Zimmer, in dem der Begründer des Deutschen Reichs geboren ist. Die anmutige junge Gräfin lag in einem duftigen Spitzen-Matinée-Kleide im seligen Gefühle ersten Mutterglücks auf der Chaiselongue.

Hannover, den 10. Januar 1894.

Gestern nachmittag von Paris hier angekommen, brachte ich die Abendstunden von sieben bis zwölf in der Familie des Regierungspräsidenten Grafen Wilhelm von Bismarck zu. Ich fand das Haus, worin sich seine Amtswohnung befindet, aussen ebenso alt, als innen gemütlich und behaglich. Heute war ich zum Frühstück bei Bismarcks zusammen mit Herrn und Frau Meister aus Höchst, Freunden des Bismarckschen Hauses aus der Hanauer Zeit Bill Bismarcks. Die zwei Töchterchen der Gräfin Sibylle sind allerliebst.

Berlin, den 26. Januar 1894.

Heute war der denkwürdige Tag, an welchem Kaiser Wilhelm II. hier seinen ersten

Kanzler wiedersah. Ich schrieb mich im Schlosse bei Bismarck ein und konnte den Grafen Wilhelm, der ernst aussah, einen Augenblick begrüssen.

Abends sieben Uhr Rückfahrt Bismarcks nach dem Lehrter Bahnhof, an des Kaisers Seite. Frenetische Zurufe des Volkes unter den Linden: „Hier bleiben“ — „hier bleiben“ — „wiederkommen“ — „wiederkommen“.

1894

19.—29. März 1894. Einladungen nach Friedrichsruh.

---

31. März 1894. Der Fackelzug in Friedrichsruh.

---

1. April 1894. Geburtstagsfrühstück bei Fürst Bismarck.

---

6. April 1894. Ein Brief Seiner Durchlaucht.

Hamburg, den 19. März 1894.

Heute früh empfing ich ein Telegramm aus Friedrichsruh, dass mich Fürst und Fürstin Bismarck zum Frühstück erwarten.

Friedrichsruh, den 19. März 1894.

Die Fürstlichen Herrschaften waren, als ich mich meldete, im Begriff, sich am Frühstückstisch niederzulassen; auch die liebenswürdige Gräfin Eickstädt war zugegen. Bismarck sieht frisch und rosig aus, kerzengerade und stramm geht er zu Tisch, allerdings stützt er sich beim Verlassen der Tafel jetzt etwas auf den Stock.

Wir bekamen von kalter Küche Ochsenzunge, Filet, Varziner Schlack- und Leberwürste, sodann warme Varziner Wurst, Irish

Stew, zum Schluss verschiedene Käse. Der Fürst isst von jedem Gang mit dem Appetit eines gesunden Landbewohners, und es ist ein Vergnügen zu sehen, wie es ihm schmeckt. Er trinkt Münchner Sedlmayr-Bier, darauf Moselwein und zum Schluss Litauer Korn. Man muss wirklich einen guten Magen haben, um bei Tisch mit dem Fürsten gleichen Schritt halten zu können. Sehr aufgeräumt und bester Laune fordert er mich in einem fort auf, zuzugreifen. Wir sprachen über den Grafen Bill, der an der Gicht leidet, dann erfreute sich der Fürst an dem Dufte der Rosen, welche ich geschickt hatte, die vor seinem Platz standen, und sagte: „Wo hatten Sie denn die herrlichen Rosen her, die man vor den Kaiser gestellt hatte, als er bei mir war?“ *)

„Von Gebrüder Seyderhelm in Hamburg, Durchlaucht,“ worauf er sagte:

„Aha, da kauft auch meine Frau.“ Damit

---

*) Ich hatte zum Besuch des Kaisers in Friedrichsruh Rosen an die Fürstin gesandt.

kam die Rede auf Bismarcks Besuch in Berlin, auf den Empfang bei dem Kaiser, auf die Prinzen, auf das Essen im Schloss und auf den Erwiderungsbesuch des Kaisers in Friedrichsruh.

„Es sind alles Dinge, die man der Öffentlichkeit ruhig mitteilen kann“ — bemerkte die Fürstin — „Politik ist überhaupt nicht berührt worden.“

„Die Flasche Wein,“ — warf der Fürst ein — „war 62er Steinberger Kabinett. Der Kaiser hatte mir sagen lassen, ich möchte jeden Tag ein Likörgläschen davon trinken, aber er kennt mein Mass nicht. Wenn ich einmal ansetze, dann trinke ich aus. Ich habe die Flasche nicht mit dem Kaiser, sondern en petit comité ausgetrunken. In Berlin ist mir der Weg — Trepp auf, Trepp ab und im Fahrstuhl bis zur Kaiserin lang geworden; die beiden Prinzen stellten sich mir in Uniform vor; ich wurde in ein einfenstriges Zimmer geführt, hinter mir ging alsbald die Tür auf,

und nun kam der Kaiser in liebenswürdigster Form auf mich zu und ernannte mich zum Regimentsinhaber. Das meiste, was die Zeitungen über meinen Aufenthalt im Schloss gebracht, war unrichtig."

Im weiteren Verlaufe der Unterhaltung befrug mich unter anderem der Fürst über die Ernährungsverhältnisse der Neger und die Zubereitung ihrer Speisen. Die vielen Getränke, die er mir anbot, namentlich den Litauer Korn in Verbindung mit der ausserordentlich anregenden, sprudelnden Tischunterhaltung wirkten mächtig auf mich ein. Die Fürstin nahm an, dass ich über Nacht bliebe; denn nach dem Frühstück sagte sie: „Sie finden in Ihrem alten Zimmer alles in Ordnung."

Die Nachmittagspause benutzte ich zu einem Spaziergang im Sachsenwalde und besah mir auch den Schaden, den der Windbruch einige Zeit vorher in den Waldungen lawinenähnlich angerichtet hatte. Um sechs Uhr sehe ich den Fürsten durch den Park schreiten,

die beiden Hunde neben ihm, den Stock auf dem Rücken zwischen den Armen durchgesteckt.

Zum Diner führte der Fürst die Gräfin Eickstädt; die Fürstin nahm meinen Arm. Es gab Sagosuppe, einen Elbsalm, der vielleicht zwanzig Pfund wog, Kartoffeln, Hamburger Hühner, Backobst, Eierkuchen, Käse und Butter, Äpfel und Orangen. Eingeschenkt wurde Münchner Spatenbier und Champagner. Während der Mahlzeit richtete der Fürst die Frage an mich:

„Was trinken Sie am liebsten?“ Ich war schon versucht zu antworten, jede Sorte sei mir willkommen, als mir einfiel, dass der Fürst gern die Anwesenheit eines trunkfesten Gastes benutzt, um selbst einen Extratropfen daraufzusetzen. Ich antwortete also:

„Guten Moselaner, Durchlaucht,“ worauf er lächelnd erwiderte: „Schlechten habe ich keinen.“ Es wurde eine Flasche Bernkastler Doktor geholt und geleert. Zum Schlusse gab es ein Glas sehr alten Portwein.

„Auch Champagner ist mir sehr bekömmlich," bemerkte der Fürst, „und ein paar Glas trinke ich bei Tisch ganz gern." Auf meine Bemerkung, dass die deutsche Champagnerindustrie grosse Fortschritte mache, wie ich mich kürzlich in Schaumweinkellern am Rhein zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe, erwiderte der Fürst:

„Deutscher Champagner bekommt mir nicht. Da ist mir in Berlin folgendes passiert: Beim jetzigen Kaiser wurde einmal bei Tisch deutscher Champagner eingeschenkt, ich konnte das Etikett nicht sehen, weil die Flasche mit einer Serviette umwickelt war, aber ich schmeckte es sogleich und stellte das Glas vor mich hin, worauf der Kaiser mich frug, weshalb ich nicht trinke. Auf meine Antwort, dass ich deutschen Champagner nicht vertrage, sagte der Kaiser: ‚Erstens trinke ich ihn aus Sparsamkeitsrücksichten, denn ich habe eine grosse Familie zu ernähren, auch will ich meinen Offizieren ein gutes Beispiel geben;

zweitens tue ich es aus patriotischen Gründen,' worauf ich entgegnete: ,Majestät, der Patriotismus geht bei mir nur bis an den Magen.'"

Nach Tisch machte der Fürst es sich auf der Chaiselongue bequem, die Gräfin Eickstädt hielt ihm den brennenden Fidibus an die Pfeife, und wir gruppierten uns um ihn; nachdem er einige mächtige Dampfwolken geblasen hatte, zündete ich die mir von der Fürstin gebotene Havanna an. Nun wurde Kaffee und alter Kognak gereicht. Bismarcks Frage, was mich in das Forsthaus in der Nähe von Jülich geführt habe, beantwortete ich damit, der Wald sei mein liebster Aufenthalt und in dem Forsthause wohne ein Bekannter von mir, der Hegemeister Jansen, der meinen treuen Reisebegleitern, meinen Hunden, während meines Aufenthalts in Europa, Asyl gebe und bei dem ich früher schon, da er noch in der wilden Eifel stationiert war, mit Vorliebe verweilte. Darauf der Fürst:

„Im Jahre 1836 war ich in Aachen als

Regierungsreferendar beschäftigt. Ich kenne Düren, die hohe Fenn, Montjoie, Malmedy und alle Orte jener Gegend kreuz und quer."

Darauf wollte Bismarck etwas über die Leistungsfähigkeit des Negers von mir hören, und wie derselbe zu behandeln sei:

„Ich stelle" — so fuhr er fort — „den Neger ebenfalls nicht auf eine Stufe mit dem Weissen. Eigentlich hat Wissmann den Neger am humansten behandelt, und ich muss immer in höchster Anerkennung Wissmanns Tätigkeit gedenken, der seine Sache so gut gemacht hat."

Anknüpfend daran liess sich der Fürst länger über die jetzige Kolonialpolitik aus, mit der er in verschiedenen Punkten nicht einverstanden war. Auf die Frage: „Was sind Ihre jetzigen Pläne?" erwiderte ich, nach den Gesprächen, die ich in Paris mit verschiedenen Staatsmännern geführt und in Anbetracht der politischen Vorgänge, die sich auf Madagaskar abspielten, wäre es von Interesse, diese Insel zu bereisen; auch in ethno-

graphischer Beziehung biete dieselbe zurzeit noch eine reiche Ausbeute. Der Fürst meinte, Madagaskar sei in Betracht seiner Lage im Indischen Ozean auf dem Wege vom Kap nach Indien für die Franzosen allerdings von grosser Wichtigkeit. Es würde für ihre Kolonialpolitik einen Stützpunkt hors ligne bieten.

Ich benutzte den Anlass, den Fürsten zu bitten, eine Anzahl interessanter ethnographischer Gegenstände, welche ich auf meiner letzten Reise in Zentralafrika gesammelt hatte, als schwaches Zeichen meiner unbegrenzten Verehrung zum ersten April seinem Museum in Schönhausen einverleiben zu dürfen, was er huldvoll genehmigte. Als die Abendblätter kamen, las uns der Fürst einzelnes daraus vor, und flocht witzige Bemerkungen ein. Beim Abschiede um neun Uhr drückte er mir die Hand, umarmte mich und gab mir einen Kuss auf die Wange, den ich, wie mir schien zu seinem Erstaunen, erwiderte.

„Nun reisen Sie mit Gott, und, so Gott will, auf Wiedersehen, und wenn Sie Wissmann sehen, so sagen Sie ihm, ich hätte mich sehr gefreut, dass es ihm gut gehe, ich hätte ihm ein warmes Andenken bewahrt, ich lasse ihn vielmals grüssen."

„Und auch ich lasse Wissmann herzlich grüssen," fügte die Fürstin hinzu. Damit schied ich. Werde ich den Einzigen wiedersehen? Gott schütze ihn und sein Haus und erhalte ihn gesund.

Hamburg, den 24. März 1894.

Telegramm aus Friedrichsruh.

„Fürst und Fürstin Bismarck bitten Sie auf heute abend zu Tisch." Das hatte ich fürwahr nach dem kürzlich vorausgegangenen formellen Abschiede nicht erwartet. Als ich vier Uhr fünfzig Minuten in Friedrichsruh ankomme, teilt mir der Kammerdiener Pinnow mit, die Fürstin sei auf ihrem Zimmer, der Fürst gehe im Park spazieren und erwarte mich. Schon von weitem sah ich ihn, von

Tyras II. und Rebekka gefolgt, längs des Teiches wandern. Um eine Ecke biegend, den Kopf hochrichtend, rief er mir zu: „Aha, da sind Sie ja, Wölfchen! Das ist aber nett, dass Sie noch einmal kommen.“

Er litt offenbar an Gesichtsschmerzen, denn er strich sich wiederholt über die Backe. Wir gingen auf eine Bank zu.

„Ich muss mich etwas setzen“ — bemerkte der Fürst. Nachdem ich mich an seine Seite gestellt hatte, um ihm die Wärme der letzten Abendsonnenstrahlen nicht zu verkümmern, kam er auf eines seiner Lieblingsthemata, die Landwirtschaft, zu sprechen, auf den Stand der Wintersaaten, auf seine alten Bäume im Sachsenwald, auf den Sonnenuntergang im Winter, den er von dieser Bank aus so häufig beobachtet habe, und auf den abgestorbenen gegenüberstehenden Baum, den er deshalb nicht abhauen lasse, weil sich auf demselben allabendlich um diese Stunde die Stare sammelten, von denen er jeden einzelnen kenne.

Das muntere Abendgeplauder der Stare erfreute ihn sichtlich.

„Es sind ihrer erst fünf, und es müssen sieben sein. Der Anführer kommt zuletzt, und er setzt sich regelmässig auf den höchsten dürren Zweig, dann bekomme ich mein Abendständchen. Wie glücklich sie sind! Sie wissen nichts von den Sorgen dieser Welt; sie sind gut gefüttert, lieben diejenigen, die gut zu ihnen sind und sind ihnen dafür dankbar.“

Plötzlich stand der Fürst von der Bank auf und sagte:

„Aber wollen Sie sich nicht setzen?“

Als ich mit der Bemerkung dankte, dass die morsche Bank das Gewicht von zwei Personen wohl nicht tragen würde, nahm der Fürst unter einer Entschuldigung wiederum Platz:

„Ich kann die Entfernungen, die ich noch vor ein paar Jahren zurücklegte, nicht mehr bewältigen.“

Auf die Stare deutend, die sich zum Weg-

flug rüsteten, sagte er: „Sie gehen schlafen und stehen auf ohne die Schmerzen, die mich so sehr plagen."

Inzwischen wurde es kühl, der Fürst hielt ein paar Mal das Taschentuch an die Backe. Ich sprach die Hoffnung aus, dass er doch endgültig von diesen Schmerzen befreit werden möchte. Er meinte: „Das ist ausgeschlossen, diese Nervenschmerzen behalte ich, das ist die Beigabe meiner vierzigjährigen Tätigkeit im Amte. Ich habe so oft im Leben der Gefahr ins Auge schauen und häufig die folgereichsten Entschlüsse, ohne mich mit jemandem beraten zu können, im Momente fassen müssen; dadurch war es mir nicht möglich, über meine eigenen Schmerzen nachzudenken, bis es zum Kurieren zu spät war. Man sagt, der General York" — so verstand ich — „sei in einer Nacht ganz weiss geworden, als er vor der Frage stand, ob er eine Schlacht schlagen soll oder nicht. Bei mir ist der Schnurrbart frühzeitig grau geworden und," — lächelnd

fügte er hinzu — „die Haare hätten es nicht werden können, die habe ich frühzeitig gelassen.“

„Durchlaucht“ — erwiderte ich — „haben doch noch so viel Haare, dass ich bei der nächsten Verschönerung Rörigs*) um eine abfallende Locke bitten möchte.“**)

„Das müssen Sie mit Pinnow abmachen. —

„Bei näherer Überlegung bin ich nicht damit einverstanden, dass Sie jetzt nach Madagaskar reisen. Ich rate Ihnen ab. Die Völker da unten leben in Unfrieden; Sie könnten in Kämpfe verwickelt werden, je nachdem man Sie für franzosenfreundlich oder franzosenfeindlich hält.“

„Durchlaucht, ich habe im Reisen unter

---

*) Der Barbier in Bergedorf.

**) Mehrere Locken des Fürsten, ferner einen zum Stopfen der Pfeife von ihm oft benutzten Riesenbleistift, seinen viel gebrauchten Spazierstock und eine seiner Mützen habe ich in das Neue Nationalmuseum in München gestiftet, wo sie sich im Saale König Ludwig II. befinden.

wilden Völkerschaften eine langjährige Routine, und ich werde mit Vorsicht zu Werke gehen.“

Darauf erzählte ich dem Fürsten, dass mir Seine Heiligkeit, der Papst, nach meiner letzten längeren Audienz das Kommandeurkreuz des Pius-Ordens mit dem Stern, begleitet von einem anerkennenden Schreiben des Staatssekretärs, Kardinals Rampolla, verliehen habe; aber so lange ich reiste, käme ich wenig dazu, eine Dekoration anzulegen.

„Ich hier ebenfalls nicht“ — entgegnete der Fürst — „nur als der Kaiser zu mir kam, auf dem Saatfeld, das Sie hier sehen, eine Ehrenkompagnie aufstellen liess und mir den Ehrenpallasch überreichte, habe ich Orden angelegt; von denen in Brillanten habe ich nur die Faksimiles hier. Der Pius-Orden ist übrigens eine schöne Auszeichnung. — — Kriegen wir noch nichts zu essen? Sehen Sie doch mal auf die Uhr. Die Stare sind weggeflogen, jetzt können wir auch gehen.“

Wir gehen längs des Teiches nach dem

Wohnhause zurück, der Fürst macht mich noch auf ein Brünnlein im Park, das für den Haushalt vorzügliches Wasser liefert, aufmerksam, sodann steigen wir die Treppe hinauf, die auf die Terrasse führt, von der aus er so goldene Worte zu den Vertretern der Nation gesprochen hat, und gehen dann durch den Speisesaal in den Salon.

Hier begrüsse ich die Fürstin, den Grafen und die Gräfin Bill Bismarck mit ihren Kindern, Baron und Baronin Merck, die Gutsnachbarn des Fürsten in Sachsenwaldau. Kurz bevor wir uns zu Tisch begeben, erscheint noch in Uniform und Orden Oberst von der Marwitz aus Mecklenburg. Ich sass zwischen zwei liebenswürdigen Frauen: der Gräfin Sibylle und der Baronin Merck. Menu: Soupe à la reine, Zander mit sauce blanche und Kartoffeln, Schweinebraten mit Kartoffelsalat, Kompot. Als Getränke wurden gereicht: Bier von Sedlmayr, leichter Mosel, Niersteiner, Markobrunner Kabinett, Östricher, französischer

Champagner, dazwischen sehr alter Litauer Korn und zum Schluss alter Portwein.

Während der Mahlzeit kam der Fürst auf die Definition des Wortes „Treue“ zu sprechen, und daran anknüpfend auf die Hunde.

„Als mein Tyras dem Verenden nahe war, wollte er sich noch zu mir schleppen, aber er brach im Vorzimmer zusammen, wo er seine treue Hundeseele aushauchte.“

Als ich bemerkte, Tyras sei am 19. Januar 1889 gestorben, frug mich Bismarck: „Wie kommen Sie dazu, das Datum zu wissen?“ worauf ich erläuterte, dass ich doch ein paar Tage vorher in der Wilhelmstrasse bei Seiner Durchlaucht zu Tisch gewesen, und dass Tyras damals bereits sehr hinfällig gewesen sei. Das Telegramm, welches sein Hinscheiden meldete, hätte mich noch in Genua, an Bord des Dampfers „Sachsen“ erreicht, auf dem ich mich im Range eines Chefs der Wissmannschen Schutztruppe zur Niederwerfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika einzuschiffen im

Begriffe war. Auch Herr von Holleben, der sich gleichzeitig auf den Posten eines kaiserlich deutschen Gesandten nach Japan begab, habe mit mir bedauert, dass Bismarck den so treuen Hund verloren.

„Ja, treu war er,“ setzte Bismarck hinzu.

Der Fürst schlug nun vor, dass ich gleich nach Ostern nach Schönhausen fahren solle, um die Sammlungen, die ich ihm im Laufe der Jahre dediziert hatte, persönlich im dortigen Museum aufzustellen. Nach Tisch gemütlicher Cercle um den Fürsten bei Kaffee und Zigarren. Ich überreichte Bismarck, als er es sich bequem gemacht hatte, einen seltenen Gegenstand, den aus Elfenbein geschnitzten langen Haarpfeil einer Mombuttu-Zwergin. Der Haarpfeil war an dem einen Ende ganz spitz, an dem anderen Ende breit auslaufend und unten flach.

„I! Das ist ja ein famoser Pfeifenstopfer“ — sagte der Fürst und führte den Elfenbeinstab sofort in seine Porzellanpfeife ein.

Während der Unterhaltung kamen bereits viele Depeschen und Briefe zu seinem Geburtstage an, darunter welche aus den entferntesten Gegenden der Erde. In einer Schachtel befand sich ein frischer Eichenkranz. Das Begleitschreiben besagte, dass die Eiche, von der dieser Kranz sei, aus einer am Niederwalddenkmal bei Rüdesheim gepflückten Eichel stamme. Der Einsender hielt diese Eiche im Treibhaus, damit der Altreichskanzler bereits zu einer so frühen Jahreszeit, wie sein Geburtstag, alljährlich mit einem frischen Eichenkranz, dem Symbol der Kraft und Stärke, bedacht werden könne. Über diese sinnige Aufmerksamkeit war der Fürst sehr gerührt. Nun las derselbe eine Anzahl von Briefen aus Siam, Südamerika, Ostasien und so weiter vor, desgleichen Telegramme und auf ihn gemachte Gedichte. Im Nebenzimmer wurde musiziert. Baronin Merck und Gräfin Bismarck hätten gern einen Walzer getanzt. So gern ich auch tanze, ich wagte es nicht.

Um elf Uhr verabschiedete ich mich von den fürstlichen Herrschaften; beim Weggehen teilte mir Graf Bill mit, dass man sich freue, mich am 31. März (Vorabend des Geburtstags des Fürsten) wiederzusehen.

Schönhausen, den 30. März 1894.

Vorgestern empfing ich im Hotel Kaiserhof in Berlin ein Telegramm des Grafen Herbert aus Schönhausen, wonach meine dorthin bestimmte Sammlung eingetroffen sei. Finde mich nachmittag in Schönhausen ein. Nach einer Tasse Tee bei der Gräfin arbeite ich bis sieben Uhr im Museum, zusammen mit dem Kustos desselben, dem allen Berlinern unter dem Namen „der schwarze Reiter" wohlbekannten Depeschenreiter Bismarcks, namens Joly.

Mir war dieses Faktotum des Altreichskanzlers bereits von Berlin her bekannt, und als ich erzählte, dass ich in der letzten Zeit wiederholt Gelegenheit gehabt hätte, mich an der Gesundheit und Rüstigkeit seines früheren Brotherrn zu erfreuen, stürzten ihm die hellen

Tränen über die Backen. Um acht Uhr Diner. Ich überzeugte mich wiederum, welch aufmerksame Wirtin die Gräfin Herbert ist; man plauderte am grossen Kaminfeuer bis einhalb elf Uhr. Der Graf scheint sehr verliebt in sein Frauchen, und sie hinwiederum sieht mit dem Glücke einer jungen Mutter zu ihm empor. Gestern im Museum bis Mittag weiter gearbeitet, nach dem Frühstück dem jungen Paar die Sammlung erklärt; das Interesse, welches insbesondere die Gräfin für jeden einzelnen ihr vorgelegten Gegenstand an den Tag legte, setzte mich in Erstaunen. Um acht Uhr sehr soigniertes Diner; nachher setzte sich die Gräfin ans Klavier und spielte vom Blatt einen vom Musikmeister G. Bartel in Düsseldorf komponierten und mir gewidmeten „Matabele-Kriegermarsch“ auf, und auf meine Bitte ein paar temperamentvolle Czardas.

Hamburg, den 31. März 1894.

Heute sandte ich von den Duplikaten der Sammlung einiges nach Varzin und beendigte

meine Tätigkeit im Schönhausener Museum. Nach dem Frühstück nach Hamburg.

Hamburg, den 31. März 1894.

Telegramm aus Friedrichsruh, dass ich vor dem Fackelzug daselbst erwartet werde. Als ich nachmittags im Sachsenwald spazieren ging, kam der Fürst und begrüsste mich freundlich, ich freute mich über sein prachtvolles Aussehen. Von sechs bis sieben Uhr im Parke des Schlosses. Um einhalb acht Uhr kommt der Fürst in Kürassier-Uniform aus dem Hause. Er nimmt, von seiner Familie umgeben, am Eingang desselben Stellung, um den Fackelzug der Hamburger Bürgerschaft an sich vorüberziehen zu lassen. Da ich ihm gerade gegenüberstand, konnte ich wahrnehmen, wie er kerzengerade und mit entblösstem Haupte volle dreiviertel Stunden an einer Stelle stand und das an einem kühlen Märzabend. Den Stuhl, den ihm Schweninger mehrmals hinschob, lehnte er ab. Auf die Ansprache von Karl Woermann aus Hamburg

antwortete er mit weithin vernehmlicher Stimme. Rührend war es anzusehen, als zwischen den Tausenden von Fackelträgern die kleinen Kinder, die dem Fürsten Blumen überreichten, wie von Zauber gebannt schienen, so dass sie buchstäblich weiter geschoben werden mussten. Ab und zu streichelte der Fürst einem Kinde die Backe und nahm die Blümchen entgegen. Nach Beendigung des Fackelzuges forderte mich Graf Bill auf, mich an dem Anstich eines Fasses Münchner Salvator-Bieres zu beteiligen.

Der Stoff mundete dem Fürsten vortrefflich; er sass heute abend mit dem Rücken gegen die nach der Terrasse zu gelegene Aussenwand des Speisesaales, das Fass edlen Nasses stand neben ihm, und ab und zu zapfte er selbst für seine Gäste. Er trank ihnen, wie auch mir zu. Beim Abschied sagte er: „Kommen Sie morgen zum Frühstück."

Hamburg, den 1. April 1894.

Um zwölf Uhr hinaus nach Friedrichsruh. Überreiche dem Fürsten zehn Rosen mit dem

Wunsche, dass jede einzelne ihm ein weiteres Jahr Gesundheit bringen möge. „Mit einem von den zehn bin ich für das nächste Jahr ganz zufrieden,“ antwortete der Fürst. Beim Frühstück trinke ich eingedenk des früheren Rezepts Bismarcks viel Sekt. Auch der Fürst hält sich am heutigen Tage in bezug auf Trinken weniger strikt an seine ärztlichen Vorschriften. Es erscheint eine Deputation seines Magdeburger Kürassier-Regiments; die Herren frühstücken mit. Ein Kürass, Geschenk Seiner Majestät, wird von dem Grafen Moltke überreicht. Graf Moltke nimmt ebenfalls an der Tafel Platz. Der Kürass wird vor unseren Augen anprobiert; er ist für den starken Brustumfang des Fürsten zu eng. Es kommen Deputationen von Hamburg und von anderwärts, die Führer werden ebenfalls zum Imbiss geladen; auch in dem an den Speisesaal angrenzenden Wohnzimmer war heute gedeckt. Ich hatte die Freude, einen Korb gefüllt mit Vergissmeinnicht, welche ich tags vorher aus

Hamburg nach Friedrichsruh geschickt hatte, vor dem Platze des Hausherrn aufgestellt zu sehen. Auf diese Blumenspende bezieht sich übrigens das nachstehende Telegramm.

Friedrichsruh, den 31. März 1894.

Tausend Dank für köstliche Blumen und freundliche Wünsche senden

Fürst und Fürstin Bismarck.

Draussen im Park wechseln die Klänge einer Militärmusik (Lauenburger Jäger) mit den Liedervorträgen verschiedener Sängergesellschaften ab. Kopf an Kopf, dicht gedrängt, wogt im Park eine unabsehbare Menschenmenge, die immer wieder von neuem Hoch! ruft, und die, wenn sich der Fürst auf der Terrasse zeigt, um sich zu bedanken, in einen unbeschreiblichen Jubel ausbricht. Drinnen im Hause in allen Räumen, in den Korridors, auf den Treppen, türmen sich Blumen auf Blumen; Topfgewächse, die immer noch in Mengen ankommen, füllen das ganze Parterre vor dem Eingang zum Hause; die Anzahl der

Postpakete in allen Grössen und Formen ist unbeschreiblich. Nie und nimmer hätte ich geglaubt, dass die begeisterte Liebe der Nation zu seinem Helden einen so starken Ausdruck finden würde. Um vier Uhr Rückfahrt nach Hamburg; ich hätte auch an der Abendtafel noch teilnehmen dürfen, indessen war ich so ergriffen und bewegt, dass ich allein sein musste.

Hamburg, 7. April 1894.

Erhalte nachstehenden Brief des Fürsten:

Friedrichsruh, 6. April 1894.

Geehrter Herr Wolf!

Mein Sohn hat mir über die reiche Sammlung afrikanischer Gegenstände erzählt, welche Sie in das Schönhauser Museum zu stiften die Freundlichkeit hatten und welche demselben einen besonderen Schmuck verleiht. Die vorgestern hierher gesandte Probe, die Keule Mtesas, erregt bei allen Beschauern Interesse und Würdigung. Nehmen Sie für das wohl-

wollende Gedenken, welches Sie mir auch in der Ferne bewahrt haben, meinen verbindlichsten Dank und zu Ihrer neuen Reise meine herzlichsten Glückwünsche.

von Bismarck.

1896

Friedrichsruh, 18. und 19. Januar 1896. Jubiläum der Errichtung des Deutschen Reiches.

Friedrichsruh, 15. Februar 1896. Brief des Fürsten von Bismarck.

Schönhausen an der Elbe, 23. März 1896. Besuch bei Graf und Gräfin Herbert von Bismarck.

Friedrichsruh, 1. April 1896. Einladung zum Geburtstagsfrühstück.

April 1894 trat ich eine Forschungsreise nach Madagaskar an, besuchte, Ende Dezember 1895 nach Europa zurückgekehrt, den Minister des Auswärtigen in Paris, ferner den deutschen Botschafter Fürsten Münster und anfangs Januar 1896 in Berlin den Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Nachdem ich mich erholt, telegraphierte ich unter dem 17. Januar 1896 an den Fürsten Bismarck, ob und wann mein Besuch genehm sei. Ich empfing Antwort, mein Besuch sei morgen willkommen.

Friedrichsruh, den 18. Januar 1896.

Trotz heftiger Schmerzen fahre ich heute vormittag hierher. Sogleich bei dem Eintritt ins Schloss fielen mir in dem Empfangs- und

Wohnzimmer die zahllosen Blumen-Arrangements, Lorbeerbäume und Kränze auf; auf dem Tisch des Wohnzimmers lagen Hunderte von Telegrammen, Telegraphenboten gingen ein und aus. Jetzt erst erinnere ich mich, dass wir heute einen historischen Tag feiern, die fünfundzwanzigste Wiederkehr der Errichtung des Deutschen Reiches. Als Teilnehmer an dem Feldzug schäme ich mich, es vergessen zu haben. Die fürstliche Familie war, als ich eintrat, bereits um den Frühstückstisch versammelt; anwesend die Gräfin Herbert, Rantzaus, Baron Merck, Hauptmann a. D. von Schellwitz, der Oberpostdirektor Kuehl aus Hamburg, Doktor Chrysander und der Erzieher der Rantzau-Kinder, Lindow.

„Na, da sind Sie ja, lupus in fabula" — sagte der Fürst, als er sich aufrichtete, um mir die Hand zu schütteln — „heil aus Madagaskar zurück!" Ich gratulierte Bismarck zu dem heutigen Tage, den wir ihm verdankten, und nahm zur Linken der Gräfin Rantzau,

dem Fürsten gegenüber Platz. Ich hatte denselben nahezu zwei Jahre nicht gesehen, fand ihn aber unverändert, das Auge hell und klar, die Gesichtsfarbe frisch, der wunderbare Kopf und Ausdruck von ehedem. Die Jahre scheinen an diesem rocher de bronze spurlos dahinzugehen, und doch! was hat er inzwischen nicht für Leid erfahren. Die mir so besonders zugetane Fürstin fehlt. Infolge meiner Schmerzen konnte ich nicht essen, worüber Fürst Bismarck sein Bedauern aussprach und mir um so öfter einschenken liess. Er war ausserordentlich guter Dinge, heiter und lieb.

Als wir bei Tisch sassen, wurde mir ein Telegramm überreicht, das ich mit Erlaubnis des Fürsten öffnete. Es rührte von einem rheinischen Grossindustriellen der Eisenbahnbranche her, der mich bat, bei dem Fürsten Dolmetsch seiner glühenden Verehrung zu sein. Das Rheinland vor allem wisse und empfinde, was es dem Fürsten in volkswirtschaftlicher Beziehung zu danken habe. Ich reichte

dem Fürsten das Telegramm, er las es bedächtig durch und äusserte dann:

„Was hier steht, hat ein Körnchen Wahrheit. Denn es ist richtig. Deutschland wäre der Verarmung und Aussaugung durch das Ausland anheim gefallen, wenn ich nicht dazwischen getreten und der unglückseligen Freihandelstheorie von Delbrück und Genossen auf den Kopf getreten hätte. Die Geheimräte in den Ministerien waren fast alle Freihändler, und es ist bezeichnend, dass ich den alten Varnbüler zu Hilfe nehmen musste, um ein gesundes wirtschaftliches System wiederum aufzubauen.“ Und die Unterschrift besehend: „Das ist ja von Ihrem Freund, dem Kölner, den Sie vor zwei Jahren am Vorabend meines Geburtstages mit zum Bier hereingebracht haben. Sagen Sie ihm meinen Dank für seine Aufmerksamkeit und meinen Gruss, wenn Sie ihn sehen.“

Nach Tisch sass ich mit dem Fürsten bis vier Uhr zusammen; es gesellte sich noch

Doktor vom Rath dazu; der Fürst las die inzwischen neu eingegangenen Telegramme und machte mit seinem Riesenbleistift Bemerkungen darauf, die sich wohl auf deren Beantwortung bezogen haben mögen.

Nachdem sich Bismarck zurückgezogen hatte, bat ich, im Empfangszimmer die eingetroffenen Ehrengaben besichtigen zu dürfen. Auf dem Tische lag die Halskette mit der Denkmünze Kaiser Wilhelms I. in Grösse eines Fünfmarkstückes, der ganz kürzlich von Kaiser Wilhelm II. zum Andenken an seinen Grossvater gegründete neue Orden. Derselbe war dem Fürsten Bismarck als Erstem verliehen worden, weil unter ihm die Gesetzgebung zugunsten der wirtschaftlich Schwachen (Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherung) inauguriert worden ist. Die Medaille trägt die Inschrift: „Wirke im Andenken Kaiser Wilhelms I.“; jedes Glied der Kette bildet zu beiden Seiten einen Buchstaben, zusammen das Wort Wilhelm I. darstellend. Sodann fiel mir eine

grosse Festung aus Schokolade auf, in allen Details, mit Geschützen, Bastionen, Zugbrücken, genau ausgeführt, daneben eine Kopie der Urkunde der Errichtung des Deutschen Reiches, überreicht von den Herren Gebrüder Stollwerk in Köln.

Chrysander nahm mich darauf auf sein Zimmer und stellte fest, dass ich an Nervenschmerzen litte. Er massierte mich so kräftig, dass ich glaubte, die Engel im Himmel pfeifen zu hören.

Zum Diner — es waren ausser den Frühstücksgästen noch Baronin von Merck und Doktor vom Rath anwesend — sagte der Fürst unter Anspielung auf meinen bis an sein Ohr gedrungenen Schmerzensjodler: „Chrysander hat Sie wohl ordentlich zwischen den Fingern gehabt?“ In höchst plastischer Weise erzählte der Fürst, anknüpfend an den heutigen Gedenktag, von der Kaiser-Proklamierung in Versailles, den Schwierigkeiten, welche König Wilhelm in der Kaiserfrage erhob, von den

Titeln, welche für das Reichsoberhaupt in Frage kamen (Kaiser der Deutschen und so weiter), von den Schwierigkeiten, welche ihm in Sachen der Beschiessung von Paris von jenseits des Kanals erwuchsen, von der ungestümen Tapferkeit der unter dem Kronprinzen ins Gefecht geführten Bayern; von König Ludwig II. sprach er in der pietätvollsten, anerkennendsten Weise.

Als Bismarck es sich nach Tisch auf der Chaiselongue behaglich gemacht hatte und seine Pfeife in vollem Brand war, sagte er zu mir:

„Jetzt setzen Sie sich einmal her und erzählen Sie mir von Ihrer Reise auf Madagaskar und vom Feldzug der Franzosen.“ Insbesondere interessierte der Fürst sich für die Kolonisationsmethoden der Franzosen, für die Kulturen, wie zum Beispiel die terrassenförmige Anlage der Reisfelder, die kunstvolle Berieselung derselben, die wertvollen Holzarten der Urwälder Madagaskars, die Art der Gewinnung des Kautschuk.

„Vom Feldzug können Sie viel erzählen.“

Als ich die Namen der Generäle nannte, unter anderen den des Generals de Torcy, sagte er: „Von dem habe ich gehört, er war der Militärbevollmächtigte Frankreichs in Wien und Bukarest und spricht gut deutsch.“

Ich lobte die ungemeine Gastlichkeit und Zuvorkommenheit, welche ich von den Franzosen, vom Höchstkommandierenden herab bis zum letzten Trainsoldaten während der ganzen Expedition erfahren hatte, obwohl jeder Soldat wusste, dass ich Deutscher sei. Sogar den aus Deutschland in die Fremdenlegion Übergetretenen sei es gestattet worden, in mein Zelt zu kommen, wobei sie mir dann — bei einem Gläschen Kognak — das Herz über die Gründe, die sie zur Annahme des fremden Dienstes veranlassten, auszuschütten pflegten.

„Wie geht es mit Deutsch-Ostafrika voran? Was macht Wissmann? Fühlt er sich in seiner Stellung als Gouverneur wohl? Wie liegt die Neger- und die Sklavenfrage?“

Auch musste ich Aufschluss geben über meinen Besuch bei dem Sultan von Zanzibar, der mit dem englischen Protektorat höchst unzufrieden war. Um elf Uhr ging der Fürst zu Bett.

Hamburg, den 19. Januar 1896.

Nachdem ich heute nacht noch bis einhalb zwei Uhr mit dem Grafen und der Gräfin Rantzau und dem Doktor vom Rath beim Glase Bier zusammengesessen, nahm mich Doktor Chrysander vormittags wieder in die Kur; ich musste heiss baden, wurde geknetet und massiert, dass meine armen Knochen nur so krachten, bekam Stubenarrest bis Mittag und schrieb auf meinem behaglich warmen Zimmer Briefe. Um dreiviertel zwölf Uhr ging ich zum Fürsten hinunter; das Frühstück fand bereits um zwölf Uhr statt, da Herr vom Rath um ein Uhr fort fuhr. Ausser dem letzteren waren die Gräfin Herbert, die Rantzaus, zwei von ihren Jungens und Chrysander anwesend. Von ein bis zweieinviertel Uhr sitze ich mit dem Fürsten allein; er bemerkte:

„Da war eine Deputation von Frauen und Jungfrauen aus Ihrer Heimat, der Pfalz, bei mir. Sie haben mir ein Fass vorzüglichen Pfälzer Wein gebracht. Davon wollen wir jetzt einmal ein paar Flaschen probieren.“ Und als die Gläser gefüllt waren: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's und auf Ihr Wohl!“ und nun folgte wohl eine der interessantesten Unterhaltungen, die ich je mit dem Fürsten hatte.

Den Ausgangspunkt nahm meine Erzählung, ich sei bei Gelegenheit meiner jüngsten Anwesenheit in Paris mehrmals bei dem Botschafter Grafen Münster gewesen, zufällig bei zwei interessanten Gelegenheiten. Einmal, als Münster den Auftrag erhielt, das von dem Kaiser Wilhelm II. entworfene, mit dem Motto: ‚Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter‘ versehene, vom Kaiser unterzeichnete Bild dem Präsidenten der französischen Republik persönlich zu überreichen; und zweitens bei Tisch, in grösstenteils eng-

lischer Gesellschaft an dem Tage, als das Telegramm Seiner Majestät an den Präsidenten der südafrikanischen Republik Paul Krüger in Sachen des Jameson-Einfalles eintraf.

Darauf bemerkte Bismarck: „Der Streit Englands mit Transvaal ist damit nicht erledigt. England wird darauf nicht verzichten, es wird seine Aktion nur vertagen.“ Betreffs Madagaskar äusserte Bismarck, dass der Besitz desselben von seiten Frankreichs den Engländern stets ein Dorn im Auge bleibe, nachdem sie Herren von Südafrika geworden wären, und dass Frankreich nicht nur für Befestigungen Millionen aufwenden, sondern dass es auch immer auf dem qui vive bleiben müsse. Anknüpfend an meinen Artikel im ‚Temps‘ und an meine Äusserung, dass ich betreffs der Freundschaft Englands, wem sie auch immer angeboten würde, mich eines gewissen Skeptizismus nicht erwehren könne, meinte Bismarck:

„Die Hauptsache für uns ist, dass wir

das Gleichgewicht in Europa halten. Ich halte von beiden Freundschaften nichts. Die Franzosen können das Glacis im Westen, das wir haben mussten, nicht vergessen. — —

„Sie können sich recht freuen, im Ausland, besonders in Frankreich, so viel gute Beziehungen erworben zu haben. Halten Sie dieselben aufrecht.“

Als ich bemerkte, dass mir vor wenigen Tagen der französische Kolonialpolitiker und Deputierte Le Myre de Villers in Paris gesagt habe, wir hätten es uns selbst zuzuschreiben, dass wir mit den Elsässern so schlechte Erfahrungen gemacht, weil wir sie nach dem Kriege gleich zum Militärdienst herangeholt hätten, äusserte der Fürst:

„Nachträglich will ich auch gerne glauben, dass wir weiter gekommen wären, wenn wir nach 1870 die Elsass-Lothringer nicht sofort als Soldaten eingestellt hätten; wir haben dadurch manch gutes Element zur Auswanderung gezwungen. Sie hätten sich viel leichter

an Deutschland gewöhnt; aber von Roon wollte es nicht; der meinte, das beste Mittel sei, gleich unter preussische Zucht."

Darauf sprach ich von der Notwendigkeit der Schaffung eines Kolonialministeriums, vielmehr eines vom Auswärtigen Amt abzutrennenden, direkt unter dem Reichskanzler stehenden Kolonialamts. An dessen Spitze sollte meines Erachtens ein Mann stehen, dem langjährige Erfahrungen im Auslande zu Gebote stünden und der eine ähnliche selbständige Stellung einnähme, wie der französische Kolonialminister. Bismarck meinte, das sei im Hinblick auf unsere Reichsverfassung eine schwierige Sache:

„Wissmann passt nicht für den bureaukratischen Dienst, Major von Trotha wohl ebenfalls nicht, und ich sehe sonst für den Augenblick keine geeignete Persönlichkeit."

Nach der Verabschiedung trank ich mit dem Oberförster Lange noch einige Flaschen

seines guten Mosel und fuhr dann nach Hamburg zurück.*)

Forsthaus Stetternich bei Jülich,
den 13. Februar 1896.

Abends an den Fürsten Bismarck geschrieben. Frage an, ob er die Sammlung, die ich für ihn aus Madagaskar mitgebracht, entgegennehmen will und ob ich sie in Schönhausen aufstellen soll.

Köln, Hotel Ernst. Den 16. Februar 1896.

Erhalte das nachstehende Antwortschreiben Bismarcks:

Friedrichsruh, den 15. Februar 1896.

Geehrter Herr!

Ihr gestriges Schreiben habe ich mit vielem Dank erhalten, besonders danke ich

---

*) In Erinnerung an den vorstehenden Besuch erhielt ich aus Friedrichsruh an meinem Geburtstag eine Radierung von Horte mit Bismarcks eigenhändiger Unterschrift und dem Datum 18. Januar 1896. Die Radierung stellt den Fürsten in der Uniform seines Regiments dar, ist auf japanesischem Papier abgezogen, von Horte avant la lettre gezeichnet und von der Deutschen Kunstvereinigungs-Gesellschaft herausgegeben.

Ihnen für die freundliche Aufmerksamkeit, welche Sie mir durch die Zueignung Ihrer Sammlungen aus Madagaskar erzeigen wollen. Letztere zu sehen, wird mich lebhaft interessieren, ich bezweifle aber, dass mir wegen meines Gesundheitszustandes dies in Schönhausen sobald möglich werden wird und würde daher zu besonderem Danke verbunden sein, wenn diejenigen Gegenstände, deren Verpackung keine grossen Schwierigkeiten macht, zunächst hierher gesandt werden könnten, damit ich die Freude habe, sie zu sehn. Bitte, wollen Sie über die Erfüllung dieses Wunsches ganz Ihr Ermessen entscheiden lassen.

Der Ihrige

von Bismarck.

Berlin, den 7. März 1896.

Schreibe dem Fürsten, dass ich bereit sei, die für ihn bestimmte Sammlung in Friedrichsruh aufzustellen.

Berlin, den 23. März 1896.

Besuch in Schönhausen. Die junge Schlossherrin, die dem Grafen Herbert am 4. März ein zweites Töchterchen geschenkt, hat zum ersten Mal das Bett verlassen. Nach dem Frühstück Besuch des Museums. Begleite abends die Mutter der Gräfin Bismarck, Gräfin Hoyos, nach Berlin zurück, woselbst ihr Bruder Whitehead, Mitglied der englischen Botschaft in Berlin, sie am Bahnhof erwartet.

Friedrichsruh, den 28. März 1896.

Pension Werner.

Fahre von Berlin hierher und miete in der Pension Werner den grossen Speisesaal, um in demselben die für den Fürsten bestimmten Sammlungen aufzustellen.

Friedrichsruh, den 1. April 1896.

Pension Werner.

Mittags zwölf Uhr dem Fürsten persönlich gratuliert. Er ladet mich zum Frühstück ein, bei dem man, sehr animiert, lange verweilte. Dem Fürsten gegenüber sass die Schwester

desselben, Gräfin Malvine Arnim-Kröchlendorf, die ich, nachdem ich mir erlaubt hatte, mit dem Fürsten anzustossen, begrüsste, und die mich gegen Schluss der Tafel einlud, neben ihr Platz zu nehmen.

Als der Fürst mich neben seiner Schwester erblickte, rief er mir zu:

„Na, Madagaskar-Wölfchen, wir zwei können schon noch eine vertragen, wir trinken noch einen ganz trockenen Pommery.“

Um den abends acht Uhr stattfindenden Fackelzug der Hamburger anzusehen, begaben sich der Fürst und seine Gäste dieses Mal auf die Terrasse. Imposanter Feuerschein in den Bäumen.

1896

Friedrichsruh, 8.—25. April 1896.
Eichen aus dem Sachsenwalde.

Aufstellen meiner Sammlungen.

Zu Tisch beim Fürsten.

---

1. Mai 1896 Berlin. Eröffnungsbankett der Gewerbeausstellung.
Toast auf den Fürsten.

Friedrichsruh, den 8. April 1896.
Pension Werner.

Nach mehrtägiger Abwesenheit gestern nacht hierher zurückgekehrt, verabschiedete ich mich heute an der Bahn von Lenbach und seiner Frau, Baron und Baronin Merck und Schweninger, die sich zur Taufe nach Schönhausen begeben.

Friedrichsruh, den 9. April 1896.
Pension Werner.

Der Fürst soll nicht ganz wohl sein. In seiner Umgebung nur Gräfin Rantzau und Doktor Chrysander.

Friedrichsruh, den 12. April 1896
Pension Werner.

Der Fürst genehmigt, dass an einige mir befreundete Familien am Rhein junge Eichen

aus dem Sachsenwalde abgegeben werden, die Oberförster Lange heute zur Absendung bringt.*)

Friedrichsruh, den 14. April 1896.

Pension Werner.

Der Fürst lässt mich auf sieben Uhr zu Tisch bitten. Anwesend die Familie Rantzau, der Erzieher der Kinder, Lindow, Baron und Baronin Merck, der Meliorations-Inspektor Münchow, Chrysander, dessen Doktor-Promovierung wir kürzlich in der Pension Werner reichlich gefeiert hatten. — Forellen, Rindfleisch mit Meerrettichsauce, verschiedene Torten, Butter und Käse. An Getränken: Bayrisch-Bier, Champagner, Moselwein, Forster Kirchenstück, Tokayer, nachher Kaffee, Kognak, Zigarren. Der Fürst trat, ein mir fremder Anblick, mit einem schwarzen Sammetkäppchen auf dem Kopf in den Speisesaal.

---

*) Sechsundzwanzig Stück dieser Sachsenwald-Eichen bilden einen Bismarck-Hain in der Försterei Stetternich bei Jülich, drei davon sind im Garten einer Villa in Horrem, und eine im Garten eines Grossindustriellen in Köln angepflanzt.

„Ich habe Gesichtsschmerzen und muss mir den Kopf etwas warm halten, ich bitte um Entschuldigung.“

Bei Tisch nahm er das Käppchen bald ab: „Es wird mir doch zu warm.“ Es wurde ihm eine dickflüssige Suppe vorgesetzt, die er aus einem besonderen Gefäss trank. Nach und nach machte er sich doch ans Essen; Kauen und Schlucken machten ihm Schwierigkeiten, aber er ass doch, und es schien ihm allmählich gut zu munden. Er trank Bier, Champagner, alten Pfälzer und Portwein, war bald aufgeräumt und erzählte allerlei schnurrige Geschichten, unter anderen eine von einem Hecht. Infolge seiner Gesichtsschmerzen war er jedoch schwieriger zu verstehen, so dass mir die Einzelheiten entgingen. Nach dem Essen besprach er mit Herrn Münchow und dem Grafen Rantzau Geschäftliches; die Damen begaben sich ins Nebenzimmer ans Klavier; ich sollte zu Koschatschen Liedern jodeln, was ich aber nach einem ersten Versuche wieder aufgab,

weil ich befürchtete, dass solcher ‚Gesang‘ nicht den Beifall Seiner Durchlaucht finden würde.

Die Pfeife nicht ausgehend lassend, stellte der Fürst an mich mehrere Fragen in betreff des Feldzuges auf Madagaskar. Er erkundigte sich nach der Verpflegung der Truppen, sowie der meinigen, nach der Medizinal-Abteilung und der Lazarett-Einrichtung, wie sich die Marine-Infanterie bewährt hätte, nach den Marschleistungen, den hauptsächlichsten Gefechten, dem Schnellmarsch auf die Hauptstadt Tananarivo und der Einnahme derselben, nach meinem Verhältnis zu den französischen Offizieren, nach den Getränken, die ich mitgehabt, nach dem Reichtum der Insel, ihrer Bevölkerung und so weiter.

Der Fürst sprach über die Reise des Kaisers nach Rom und nach Wien. Bis halb zwölf Uhr las er Zeitungen, machte Bemerkungen zu den hauptsächlichsten Tagesereignissen und brach dann auf. Um dreiviertel

zwölf Uhr meldete der Kammerdiener Pinnow, Seine Durchlaucht seien zu Bett gegangen, worauf ich mich zurückzog.

Friedrichsruh, den 15. April 1896.

Pension Werner.

Der Fürst hat die Güte, mir zum Aufmachen und Auspacken der schweren Kisten durch Oberförster Lange einen zuverlässigen Arbeiter von der Sägemühle zur Verfügung zu stellen.

Friedrichsruh, den 25. April 1896.

Pension Werner.

Melde im Schlosse, dass die Sammlung nunmehr zur Besichtigung des Fürsten bereit sei; aber das Wetter ist vorläufig zu schlecht, und der Fürst hat Gesichtsschmerzen. Die Besichtigung wird auf die ersten Maitage verschoben.

Berlin, den 1. Mai 1896.

Zur Eröffnung der Gewerbe-Ausstellung eingeladen, wohne ich dem Akte bei. Um fünf Uhr beim Eröffnungsbankett. Bei Fest-

setzung der Trinksprüche hatte die Festkommission seltsamerweise des Einsiedlers im Sachsenwalde nicht gedacht. Ich nahm mir deshalb heraus, diese Versäumnis gut zu machen. Brausender Beifall, dreimaliger Tusch, Anstimmen des Liedes: Deutschland, Deutschland über alles. Stosse mit dem etwas überraschten Staatssekretär von Bötticher auf das Wohl Bismarcks an.

1896

Friedrichsruh, 5. Mai 1896. Fürst Bismarck besieht sich meine Sammlungen.

Einladung zu Tisch am 5. und 12. Mai.

Der Fürst über Wissmann und Chamberlain.

Abschiedstelegramm des Fürsten.

Friedrichsruh, den 4. Mai 1896.
Pension Werner.

Gestern von Berlin zurückgefahren, erhalte ich heute den Besuch des Grafen und der Gräfin Herbert, die meine Sammlung besichtigen. Die Gräfin legt grosses Interesse dafür und zugleich ethnographische Sachkenntnis an den Tag.

Friedrichsruh, den 5. Mai 1896.
Pension Werner.

Heute eine vollständige Liste aller Sammlungsgegenstände gemacht. Es sind deren sechshundert. Um sechs Uhr abends will ich zur Post, als unerwartet der Fürst vor meiner Wohnung anfährt. Er bleibt zunächst im Wagen sitzen, wirft einen prüfenden Blick auf

Haus und Garten, sieht den kleinen Sohn des Gastwirts Engelhardt und fragt mich: „Wer ist denn der Kleine da?“ Dann steigt er aus, gibt dem Kleinen und mir die Hand, und ich geleite den Fürsten in den Speisesaal. Zuerst geht Bismarck um alle Tische, auf welchen Gegenstände ausgelegt sind, herum, und ich muss ihm ein Gesamtbild der Sammlung geben.*)

Dann setzt er sich in einen Lehnstuhl, den ich mit einem gleichfalls zur Sammlung gehörigen Leopardenfell überdeckt hatte. Nun muss ich ihm viele der Gegenstände bringen. Zuerst wollte er die verschiedenen Holzarten sehen; die weichen und die harten Hölzer aus den Tropen, Ebenholz, Rosenholz, erregten sein besonderes Interesse. Dann kamen Eisenprodukte Madagaskars an die Reihe: die Herstellungsweise der Messer, Spaten, Speere, Nägel

*) Eine eingehende Beschreibung dieses Teils meiner Sammlungen, welche Bismarck am 5. Mai 1896 besichtigte, findet sich in den „Hamburger Nachrichten“ vom 10. Mai 1896.

und so weiter musste ich eingehend erklären; dann die Handweberei und die Flechtwerke des Landes, besonders die alten, rotseidenen Lambas, in die eingehüllt die Körper der Herrscher Madagaskars beigesetzt wurden, in auf den höchsten Bergspitzen befindlichen Steinhöhlen, die dem Volke unbekannt bleiben mussten. Bei den Modellen der Barakrieger sagte Bismarck: „Die sind aber hässlich"; auf meine Erklärung, dass die grossen Kugeln auf dem Kopfe der Krieger eine Verbindung des Haares derselben mit rotem Lehm und ausgelassenem Fett darstellen, meinte er: „Die müssen aber auf grosse Entfernungen riechen." Auch die Musikinstrumente interessierten ihn: auf die grossen Kriegstrommeln schlug er mit dem Schlegel. Mittlerweile war es dreiviertel sieben Uhr geworden; ich wollte dem Fürsten, den die eingehende Besichtigung vielleicht ermüdet haben konnte, einen Trunk anbieten.

„Ich will jetzt keinen Champagner trinken, weil ich vorher zwei Apfelsinen gegessen habe.

Geistig geht es mir noch recht gut, aber körperlich, da hab' ich's weg. Ich vertrage keinen kalten Wind und keinen Regen mehr, ich kann nicht über zweihundert Schritte gehen, ohne müde zu werden. Ja, ja, mit den Kräften ist es vorbei."

Ich erzähle dem Fürsten, dass ich, die Notwendigkeit eines deutschen Stützpunktes in Ostasien einsehend, im Frühjahr in Berlin mit massgebenden Persönlichkeiten Rücksprache genommen habe. Die Kolonialpolitik führt uns auf das Gebiet der Marine, und als ich es als unsere Aufgabe bezeichnete, unsere Schiffe zu vermehren, meinte Bismarck:

„Ja, ja, aber weniger Schlachtschiffe und mehr Kreuzer; denn mit den ersteren kommen wir nicht hin."

Als der Fürst sich anschickte, aufzubrechen, frug ich ihn, ob er mir nicht ein Stück Holz von einer seiner alten Eichen gütigst dedizieren wolle; ich möchte daraus gerne, unter Eingravierung seines Familienwappens, Rahmen

für die Bilder schnitzen lassen, die er mir verehrt hatte. Bismarck sagte:

„Ich werde es dem Oberförster Lange mitteilen, aber nach Haus tragen werden Sie das schwere Holz wohl nicht können; er wird es Ihnen zusenden; und was das Wappen anbelangt, so werde ich Lange bitten, Ihnen eines von den Abzeichen zu geben, wie sie mein Forstpersonal am Hut trägt.“

Um sieben Uhr bringe ich den Fürsten an seinen Wagen zurück. Als er die alte Frau Werner sieht, geht er auf sie zu, gibt ihr und ihrem Enkelkind, dem kleinen Jungen, die Hand und sagt ihnen einige freundliche Worte. Beim Abschied bittet mich der Fürst, gleich zum Essen zu kommen. Erhalte den Platz zwischen Baronin Merck, die zur Linken des Fürsten sitzt, und der Gräfin Rantzau. Es gibt: Gebackene Seezunge, Spargel, Rehrücken, Kompot, Salat, Kuchen; Sedlmayr Spatenbier, Mosel, Rotwein, vorzüglichen alten Rauenthaler, Champagner. Der Fürst isst

wenig, trinkt Hühnerpurée, denn er hat Gesichtsschmerzen. Als ich ihn erstaunt Radieschen kauen sehe, spricht er zu mir gewendet:

„Damit will ich mir meine Gesichtsschmerzen vertreiben; ja, früher, wenn ich nach Hause kam, so zwischen vierzehn und achtzehn Jahren, da machte mir die Verwalterin ein Dutzend Setzeier; das war gar nichts für mich; da verlangte ich meist noch ein Dutzend nach; jetzt muss ich mich mit vieren als Maximum begnügen.“

Ich erlaubte mir, die Grüsse auszurichten, die mir der Hofschauspieler Konrad Dreher aus Schliersee an den Fürsten aufgetragen hatte, worauf derselbe äusserte:

„Der Konrad Dreher ist ein grundgescheiter, liebenswürdiger Mensch, ein feiner Kopf, ein tüchtiger Schauspieler; ich mag ihn gerne leiden, und es hat mir viel Freude gemacht, ihn auf der Bühne zu sehen.“

Im Laufe der Unterhaltung sagte ich, von der Berliner Gewerbe-Ausstellung sprechend,

dass auf derselben Adlon und Dressel in bezug auf Verpflegung das Menschenmögliche geleistet hätten, worauf Graf Rantzau den Restaurateur Rudolf Dressel in Verbindung mit dem Feldzug gegen Frankreich nannte. Dies führte auf den Restaurateur Borchardt in Berlin. Der Fürst meinte:

„Borchardt, der Alte sowohl wie seine Söhne, haben mir als Kaufleute immer sehr gut gefallen. Was man da bekam, war stets gut und frisch; auch die Söhne haben sich jedes Kunden persönlich angenommen, einem auch das geringste, was man kaufte, sauber eingewickelt. Das sind Leute, die ihr Fach gründlich verstehen."

Bei Tische kamen die Hunde heran; als ich dem Fürsten sagte, ich hätte gefunden, der Klimawechsel habe auf meine Hunde auffrischend gewirkt, äusserte er betrübt:

„Der alte Tyras*) ist schon kreuzlahm

*) Der Fürst meinte seinen zweiten Hund dieses Namens.

und kann nicht mehr aufstehen, wenn man ihm hinten nicht nachhilft, was Rantzau in nicht sehr freundlicher Weise besorgt."

Als ich beim Weintrinken die Ansicht aussprach, es sei bedauerlich, dass wir Zoll auf Wein hätten, dass wir eine ganz andere Nation wären, wenn wir uns billigen reinen Wein verschaffen könnten, da doch das viele Bier uns einschläfere und verdumme, erwiderte der Fürst:

„Warum hat es die Vorsehung nicht so eingerichtet, dass jeder Mann zur Mahlzeit täglich sein Glas Wein hat! Nein, eine ganz bestimmte Sorte Menschen trinkt Rotwein, eine schweren Rheinwein, eine dritte leichten Mosel; jene, die leichten Mosel trinken, verstehen nichts von schwerem Rheinwein. Der Wein macht auch den Menschen, je nach seiner Qualität, den feurigen Sizilianer, den leichtlebigen Rheinländer, den lauten Pfälzer, den behäbigen Elsässer. À propos Ihrer Uganda-Reise: Sie haben mir ja einmal Schnaps aus

Uganda gesandt. Was ist das für ein Getränk?"

Ich erwiderte, ich hätte denselben in Uganda aus Bananenwein vermittels ausgehöhlter Kürbisse und hohler Bambusröhren in einem in primitiver Weise von mir zusammengestellten Destillierapparat über heissem Sand destilliert. Der Kammerdiener Pinnow musste nun eine Flasche davon holen, aber der Inhalt sagte dem Fürsten nicht zu. Bei Tisch wird mir ein dringendes Telegramm überreicht. Als ich dasselbe uneröffnet in die Brusttasche schieben will, sagte der Fürst:

„Bitte, wollen Sie nicht erst sehen, was drin steht." Nach Kenntnisnahme und auf meine Bemerkung, es sei von dem Plantagenbesitzer John Booth in Tanga, Deutsch-Ostafrika, entgegnete der Fürst:

„Seinen Vater kenne ich gut und schätze ihn hoch, ich verdanke ihm seltene Koniferen; er wohnt jetzt am Kurfürstendamm in Berlin. Wenn mir die Berliner ein Denkmal setzen

wollen, so wünsche ich es mir nur dahin. Von der Politik und der Geschichte als meinem eigenen Werk will ich nicht reden. Da waren andere Einflüsse im Spiel. Aber eines kann ich für mich in Anspruch nehmen, dass ich den Berlinern Luft verschafft habe.

„Den Kurfürstendamm und die Villenkolonie Grunewald, die damit zusammenhängt, habe ich ganz allein durchgekämpft. Ich habe bei dem hochseligen König eine Kabinettsorder erwirkt, den Kurfürstendamm als Zufahrt nach dem Grunewald durchzuführen, trotzdem ich das Polizeipräsidium gegen mich hatte, das Intrigen gegen mich spann. Denn einige der Herren, die ein anderes Projekt patronisierten, und in der Aussicht auf dessen Verwirklichung sich bereits in Terrainspekulationen einliessen, hatten Wind bekommen und versuchten, mir Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Ich kann wohl sagen, dass mir in dieser Sache mehr Schwierigkeiten bereitet wurden, als es durch sämtliche Diplomaten Europas je ge-

schehen ist. Aber ich hatte das Vertrauen meines hochseligen Herrn, und als ich ihm meinen Vortrag gehalten hatte, sagte er: ‚Machen wir‘. Und so wurde es gemacht.“

Ich erzählte noch von der Berliner Gewerbe-Ausstellung, von der Bronzestatue Bismarcks, die ich daselbst gesehen und von dem Rundgang des Kaisers durch die Ausstellung. Die Verhältnisse von Madagaskar brachten das Gespräch auf die Kolonialpolitik, auf den Transvaal, Chamberlain und auf meine für die nächste Zeit geplante Reise in das Innere Chinas.

Unterdessen spielte die Mutter der Baronin Merck, Baronin von Schröder, im Nebenzimmer Klavier. Um elf Uhr kam der Förster Westphal aus Varzin an; da ich annahm, dass derselbe einen Vortrag zu erstatten habe, so empfahl ich mich, trotzdem der Fürst mir sagte:

„Sie können ruhig bleiben, ich gehe erst später zu Bett.“

Friedrichsruh, den 8. Mai 1896.

Pension Werner.

Gestern und heute unter starkem Hexenschuss die Sammlungen wieder eingepackt und an das Museum des Fürsten nach Schönhausen abgesandt.

Friedrichsruh, den 11. Mai 1896.

Pension Werner.

Abends kommt ein Diener des Fürsten und überbringt die Einladung Seiner Durchlaucht zum morgigen Frühstück. Bald darauf erhalte ich folgende Zeilen:

Friedrichsruh, den 11. Mai 1896.

Geehrter Herr Wolf!

Mein Schwiegervater bittet Sie, ihm morgen, den 12. dieses Monats um zwölf Uhr die Ehre Ihres Besuches zum zweiten Frühstück zu schenken.

Ihr ergebenster

Rantzau.

Friedrichsruh, den 12. Mai 1896.
Pension Werner.

Um zwölf Uhr zum Fürsten, führe die Gräfin Rantzau zu Tisch, als Gast ist noch die Baronin Merck anwesend, sonst die Familie Rantzau, der Erzieher und Doktor Chrysander. Als wir bereits essen, werden Geheimrat Doktor von Rottenburg und seine Schwester, letztere aus Glasgow, gemeldet. Die Dame nimmt zur Rechten des Fürsten Platz. Es wurde gerade von Scotch Ale, das in Glasgow viel gebraut wird, gesprochen. Da dem Fürsten die augenblickliche Befangenheit der Dame bei ihrem Eintreten nicht entgangen war, fuhr er, sobald sie sich gesetzt, mit dem Thema, das ihre Heimat berührte, fort.

Der Fürst hatte in der Zeitung meine Polemik gegen einen jungen Leutnant gelesen, der sich in Deutsch-Ostafrika nicht mit Ruhm bedeckt hatte, der deshalb vor ein Ehrengericht gestellt worden war, vermöge hoher Protektion aber durchgesetzt hatte, dass ihm alles ver-

ziehen wurde. Als ich dem Fürsten gegenüber das Tüpferl aufs i setzte, meinte er:

„Wenn ich solch einflussreiche Freunde gehabt hätte, wäre ich heute noch Reichskanzler.“

Indem der Fürst mir ein Glas Mosel einschenken liess, sagte er:

„Das ist dreiundneunziger Grünhäuser vom Baron Stumm-Hallberg, der gestern bei mir war. Auch der fünfundneunziger ist sehr gut geraten, schade, dass er so teuer ist. Frankreichs Weinerträgnis ist ein kolossales, verglichen mit dem Deutschlands. Früher, als Wein noch billig war, konnten die Menschen viel mehr trinken und vertragen. Ich erinnere mich der Geschichte zweier Moselaner; sie kamen beim Frühschoppen zusammen, da sagte der eine nach dem ersten Glas: ‚De Wingg is jut.‘ Gegen Dämmerung standen sie auf, ohne inzwischen gesprochen zu haben; nur beim letzten Glas erwiderte der andere: ‚Un bekömmlich is he ooch‘.“

Auf die Küche zu sprechen kommend, hob

der Fürst die französische Kochkunst hervor und erwähnte das „poulet gros sel“ und das „poulet à l’estragon“: „Auch in Hamburg hat es von jeher gute Restaurants gegeben, so zum Beispiel 1842 das Theater-Restaurant; Franz Pfordtes Kochkunst ist eine Spezialität, namentlich in Braten und Wild. Das verstehen die Franzosen gar nicht. Talentierte Kochkünstler, wie Pfordte, sind eine Seltenheit; die sterben in Deutschland aus. Die alten Restaurants in Paris waren gut. Aus einem solchen kommend, frug ich einst in der Rue St. Georges im Quartier Notre Dame de Lorette den Portier von Thiers, ob er mir nicht das Palais des mir befreundeten Grafen Henckel von Donnersmarck angeben könne. Er antwortete mir: ‚Je ne connais pas monsieur Enkel, mais il y a en face le bâtiment d’un grand banquier étranger. C’est peut-être ce monsieur‘.“ — Damit wies er auf das Haus des Grafen Henckel Donnersmarck.

Jetzt kam der Fürst im Zusammenhang

mit seinen polnischen Arbeitern im Sachsenwald auf Margarine und Butter zu sprechen. „Wenn Sie ein Stück Butter herunterschlucken oder ausspucken, so bleibt Ihnen immer ein Geschmack übrig; nicht so bei der Margarine. Meinen polnischen Arbeitern wollte ich auch einmal billigen Kaffee en gros in Hamburg besorgen, worauf sie mir erwiderten, den könnten sie nicht gebrauchen, sie müssten ihn gebrannt und gemahlen haben, selbst wenn er teuerer wäre.“

Von den Polen kam der Fürst auf Russland und Fürst Gortschakoff zu sprechen, von dem er einige heitere Geschichten erzählte.

Rottenburg frug mich nach Wissmann, er meinte, derselbe hätte eine nette Frau bekommen. Darauf der Fürst:

„Wissmann und ich sind eigentlich immer zusammen gegangen. Wer mich liebt, der muss auch Wissmann lieben und umgekehrt; er ist der einfache, bescheidene, gründliche Mann, wie er es als Leutnant war, geblieben.“

Von Chamberlains Politik und seinem Bramarbasieren sprechend, sagte Bismarck: „Chamberlain kommt mir immer so vor, wie der Riese in einem englischen Bilderbuch, das ich besessen, der sich in seine Höhle zurückzieht, die Stiefel davor aufhängt und hineintritt und ungefähr so sagt: ‚The man, who wants these boots to steal — must first to my strength appeal.'*) Die Engländer trinken heute weniger als früher, deshalb ist auch ihre Politik schlechter geworden. Die Schweden trinken noch viel, die Norweger weniger."

Tyras, der zweite dieses Namens, war gestern gestorben, und da mir Freunde aus Moskau wegen einer grossen Dogge, die sie vergeben wollten, geschrieben hatten, bot ich sie dem Fürsten an. Er sagte, er wolle sich keinen Hund mehr anschaffen, es täte ihm leid, die Tiere sterben zu sehen.

---

*) Ins Deutsche übertragen:

Wer den Diebstahl dieser Stiefel will probieren,
Zuerst muss an meine Stärke appellieren.

Wir sprachen von russischen Pferden, von der Züchtung und Zähmung des Zebras, die von einem Gutsherrn Südrusslands, den ich kenne, betrieben wird, und von Koniferen, die von Schmidt in Erfurt gesandt waren. Erst um halb sieben Uhr wurde die Tafel aufgehoben.

Nach Tisch frug mich der Fürst: „Sie wollen, wie Sie mir sagten, nach China, was führt Sie dahin?“

„Durchlaucht, ich bin, wie ich bereits einmal mir zu sagen erlaubt habe, der Ansicht, dass wir Niederlassungen und Stützpunkte im Auslande brauchen, speziell im Roten Meer, im Indischen Ozean und im Chinesischen Meer. Ich habe schon mit dem Fürsten Hohenlohe, mit Exzellenz Hollmann und Seiner Hoheit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg über die Sache gesprochen. Auch habe ich eine diesbezügliche Eingabe gemacht; es erscheint mir wichtig, jetzt hinauszugehen und sich umzusehen, an welchen Plätzen für die

Interessen Deutschlands zu wirken wäre.“ Ich nannte speziell einen Punkt an der asiatischen Küste des Roten Meeres unweit Aden, einen, angrenzend an die Besitzungen der Holländer unweit Singapore, einen unter der Botmässigkeit des Königs von Siam, an der westlichen Küste der malayischen Halbinsel zur Durchführung eines maritimen Kanals, ähnlich dem Suezkanal, geeigneten Punkt, und last not least, Stützpunkte an der chinesischen Küste, entweder Makao (Portugal gehörend) oder die Chusan-Inseln, endlich eine Enklave bei Ningpo.

„Das ist viel in einem Atem,“ antwortete Bismarck, „aber steuern Sie ruhig auf Ihr Ziel los.“

Der Oberst von Goldammer brachte dem Fürsten acht ungarische Nachtigallen, die sich im fürstlichen Park akklimatisieren sollen, da Bismarck dem Gesang der Vögel gerne lauscht. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich, dass in dem neben dem Speisesaal gelegenen Wohnzimmer sich ein Dompfaff befindet, der die Me-

lodie: ‚Ich hatt' einen Kameraden' in zarten Flötentönen singt.

Da die Zeit vorgerückt war, schickte ich mich zum Aufbrechen an, nicht ohne bange Sorge, ob ich den Fürsten nach meiner Rückkehr von der mehrjährigen Reise, die ich vorhatte, wiedersehen würde. Der Fürst begleitete mich bis zur Tür und sagte mit Händedruck: „Behüt' Sie Gott und kommen Sie uns gesund wieder!"

Friedrichsruh, den 23. August 1896.

Telegramm.

„Eugen Wolf, Genova, Hotel du Parc.

Verbindlichsten Dank und beste Wünsche für Ihre bevorstehende Reise.

von Bismarck.

1896–1898

Tientsin, 26. Oktober 1896. Teesendung an die Fürstin von Bismarck.

Briefe aus Friedrichsruh, 5. Januar und 4. Dezember 1897.

Genua, 29. Juni 1898.

Begrüssung des Fürsten bei der Landung.

Nachrichten über dessen schwere Erkrankung.

Nachdem ich die dringende Notwendigkeit der baldigen Erwerbung eines Hafens in Ostasien in Erwägung gezogen, hielt ich darüber im Frühjahr 1896 dem Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst mehrere Vorträge an der Hand einer von mir verfassten Denkschrift und einer Karte. Mit der Empfehlung des Reichskanzlers versehen, trat ich in Verbindung mit dem Staatssekretär der Marine Hollmann; nach Ankunft Li-Hung-Tschangs in Deutschland war ich mit dem Vizekönig in Berlin, Hamburg und Köln zusammen und empfing von ihm einen Spezialpass.

Ich trat die Reise nach Ostasien im August 1896 an, um mich an Ort und Stelle über die chinesischen Häfen, über die Stellung des deutschen Handels und der Schiffahrt, über die

Aussichten, die sich der heimischen Industrie eröffnen könnten, über die Routen, welche zukünftigen Bahnbauten durch das grosse chinesische Reich vorgezeichnet seien, zu informieren.

Die Reise führte mich auch nach Peking, wo ich einer Audienz beim Kaiser Kuang-Sü beiwohnte, und, nach Rücksprache mit dem deutschen Gesandten Baron Heyking, von da zu Pferde in langem, beschwerlichem Winterritt von Nord nach Süd nach Hankau am Yangtsefluss, einem grossen Emporium des deutschen Handels. Von da flussaufwärts über die Stromschnellen der gewaltigsten Verkehrsader Chinas, des Yangtseflusses, um festzustellen, ob dessen Stromschnellen von entsprechend gebauten Dampfern befahren werden könnten. Von dort aus ging die Reise über den Tung-Ting-See in die fremdenfeindlichste Provinz Chinas, Hunan, und nach Erzwingung des Eintritts in die Hauptstadt, die bis dahin noch niemals ein Europäer betreten, weiter bis beinahe zur Wasserscheide des Yangtse-

und des Westflusses.*) Von hier aus besuchte ich die Industriestädte Japans, um die Frage einer etwaigen Konkurrenz Japans auf dem europäischen Industriemarkte zu studieren, sodann die Insel Yeso, woselbst die Japaner Ackerbauschulen und Ackerbaukolonieen nach amerikanischem Muster errichtet haben; von da die Insel Sachalin, die grosse sibirische Verbrecherkolonie, um die Landansiedelungen der Sträflinge in ihren Details kennen zu lernen und festzustellen, ob nicht ähnliche Einrichtungen für eine oder andere unserer Kolonieen passen würden; weiter über die Kurileninseln und durch das Ochotskische Meer nach Kamtschatka, um mich über den Umfang des Pelzhandels und der Seehundfischerei, sowie die Verwertung der Fische, deren Eier und der Rückstände der Fische (als Dünger) zu unterrichten. Von dort aus nach Korea, Wladiwostok, zur Besichtigung einer Teilstrecke der sibiri-

*) Vgl. das Werk: Eugen Wolf, Im Innern Chinas. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

schen Bahn und zum Studium der chinesischen Kulifrage ausserhalb Chinas. Hierauf kehrte ich nach Japan zurück. Als das Deutsche Reich Kiautschou besetzt hatte, reiste ich nach Peking, um nach Rücksprache mit dem deutschen Gesandten die Provinz Schantung, also das Hinterland von Kiautschou, als erster Deutscher in vierzigtägiger Reise im Sattel zu durchstreifen. Der Ritt führte durch die ganze Provinz. Ich untersuchte den Bergbau, die Kohlenminen, die Bodenprodukte, die Seiden-, Strohwaren-, Baumwollen- und andere Industrieen und nahm insbesondere auf ausdrücklichen Wunsch der Missionare sehr energische Untersuchungen bezüglich der Ermordung zweier deutscher Missionare vor.

Neben den im Vordergrunde stehenden kolonialen und wirtschaftlichen Zielpunkten beschäftigte ich mich mit ethnographischen Studien und der Anlage von Sammlungen für unsere Staatsmuseen. Am 19. Juni 1898 kehrte ich nach Europa zurück.

Die Zahl meiner auf Bismarck bezüglichen

Tagebucheintragungen während meiner ostasiatischen Reise ist nicht erheblich. Ich lasse dieselben hier folgen:

Tientsin (China), den 26. Oktober 1896.

Hier wird schon Tee neuer Ernte getrunken; Herr Ritter aus Wiesbaden, der frühere Hausinspektor bei der deutschen Gesandtschaft in Peking, jetzt der Besitzer des Astor-Haus-Hotels in Tientsin, hat soeben einige Kistchen des ausgesuchtesten Blütentees neuer Ernte von Ning-Po bekommen. Da mir seinerzeit die Fürstin Bismarck davon gesprochen hatte, dass es ihr Stolz sei, ihren Gästen nur besten Tee vorzusetzen, sende ich heute eine Kiste Tee an dieselbe ab.

Hankow, den 19. Februar 1897.

Ich empfange die nachstehenden Zeilen aus der Heimat:

Friedrichsruh, den 5. Januar 1897.

Verehrter Herr Wolf!

Ihre freundlichen Glückwünsche zum Neujahr sind zur rechten Zeit eingetroffen und der Fürst lässt sie mit besten Wünschen für das

Gelingen Ihrer Reise erwidern. Auch die Ankunft des Tees kann ich melden, und dass der echte den Beifall aller hiesigen Kenner gefunden hat. Weihnachten und Neujahr sind bei gelinder Draussenkälte gut vorübergegangen, überhaupt war bisher der Winter mild. Für den mir gewidmeten Glückwunsch danke ich herzlich und hoffe es hier zu erleben, wenn Sie vom chinesischen Weihnachtsbaum und mandschurischen Pfeffernüssen erzählen. Begierig bin ich auf den zur Rückkehr von Ihnen gewählten Weg: Wüste Gobi oder sibirische Bahn? — nach der Erfahrung, dass Sie sich auf den Bahnen der zwölf aufs Dutzend Globe-Trotter nicht zu bewegen pflegen.

Mit besten Grüssen

Ihr ganz ergebener

Chrysander.*)

*) Über den Eindruck, den Bismarcks Photographie, welche ich auf meinen Reisen mitführte, auf die Chinesen und auch auf den afrikanischen Sklavenhändler Tippu Tipp machte, vgl. das oben erwähnte Reisewerk S. 154. Über die Art, wie ich den Geburtstag Bismarcks am 1. April 1897 in Hu-Nan feierte, s. S. 233 u. a. O.

Myanoschta (Japan), den 23. Oktober 1897.

Es ist meine Absicht, meine Reise in China, Japan, Kamtschatka, den Kurilen, Yeso, der Insel Sachalin, Sibirien und so weiter nach meiner Rückkehr nach Europa in Buchform zu bringen. Schreibe dem Fürsten dieses Vorhaben nach Friedrichsruh und knüpfe daran die Bitte, Bismarck möge die Widmung des Buches entgegennehmen. Erbitte Antwort nach Bangkok in Siam.

Singapore (Indischer Ozean), den 30. Mai 1898.

Ich erhalte durch den deutschen Ministerresidenten in Bangkok ein von dem Fürsten Bismarck eigenhändig unterzeichnetes Schreiben d. d. Friedrichsruh, 4. Dezember 1897, worin sich derselbe für die Aufmerksamkeit, die ich ihm durch die Widmung meines Werkes erweisen wollte, bedankt und demselben den besten Erfolg wünscht."*)

*) Leider starb der Fürst, bevor das Werk zum Druck gelangte und mein Vorhaben ausgeführt werden konnte.

Genua, den 29. Juni 1898.

Nach vierzigtägiger Dampferfahrt früh sieben Uhr hier eingetroffen, telegraphierte ich an den Fürsten, dass mein erster Gruss auf europäischem Boden ihm gälte.

Berlin, den 22. Juli 1898.

Maximilian Harden sagt mir bei Hiller: „Sie werden den Fürsten nicht mehr sprechen können, es geht mit ihm zu Ende.“ Schweninger ist in Friedrichsruh.

Berlin, den 25. Juli 1898.

Erfahre abends im Café Kaiserhof von dem politischen Vertreter der „Frankfurter Zeitung“, Doktor Stein, dass es dem Fürsten Bismarck schlechter geht.

1898–1899

28.—30. Juli 1898. Besuch bei dem Staatssekretär von Bülow auf dem Semmering.

---

31. Juli 1898. Der Fürst ist tot.

---

1. und 2. August 1898.
Im Sterbehause im Sachsenwald.

Hamburg, 6. August 1898.
Trauerfeier in Hamburg.

Friedrichsruh, 16. März 1899.
Beisetzung des Fürstenpaares.
Abschied von dort.

Berlin, den 26. Juli 1898.

Da ich es für aussichtslos halte, in der nächsten Zeit dem Fürsten meine Aufwartung machen zu können, frage ich telegraphisch bei dem sich auf dem Semmering aufhaltenden Staatssekretär des auswärtigen Amts von Bülow an, ob ihm mein Besuch übermorgen genehm sei. Erhalte noch am gleichen Tage bejahende Antwort. Reise morgen nach Wien ab.

Semmering, Hotel Panhans,
den 28. Juli 1898.

In Wien angekommen, fahre ich zum Grafen Palffy, Wallnergasse No. 6, um zu hören, wie die Nachrichten aus Friedrichsruh lauten. Der Graf ist noch in Pressburg, sein Sekretär verspricht mir, alles auf die Gesundheit des

Fürsten Einlaufende zu telegraphieren. Treffe gegen Abend bei strömendem Regen hier ein; der Diener sagt, der Herr Staatssekretär sei spazieren gegangen, derselbe habe übrigens meinen Besuch im Hotel angemeldet, so dass ich noch gerade das letzte freie Zimmer erhielte. Um acht Uhr diniere ich mit Herrn und Frau von Bülow, seiner Schwiegermutter, Donna Laura Minghetti, und dem Bruder des Staatssekretärs, dem Gesandten in Oldenburg. Bülows waren von der schweren Erkrankung des Fürsten genau unterrichtet und zeigten lebhafte Besorgnis. Während der Nacht erhalte ich ein Telegramm: „Keine akute Gefahr, etwas besser.“ Telegraphiere an den Fürsten, um meiner Freude über die Wendung zum Besseren Ausdruck zu geben.

Semmering, den 29. Juli 1898.

Untertags mit der Familie von Bülow gespeist, mich mit dem Staatssekretär und seinem Bruder über Kolonialpolitik unterhalten; gegen Abend mit den Damen nach der Meierei ge-

gangen. In Donna Laura Minghetti eine interessante, höchst geistreiche und mit den Klassikern äusserst vertraute Dame kennen gelernt. Abends treffen bessere Nachrichten aus Friedrichsruh ein.

Semmering, den 30. Juli 1898.

Der Tag vergeht wie der vorhergehende. Freudig erregt, dass der Fürst wieder hochzukommen scheint, trinken wir bei Tisch Champagner auf sein Wohl.

Wien, den 31. Juli 1898 (Sonntag).

Früh kommt der Bruder des Staatssekretärs mit verstörtem Antlitz und den Worten zu mir: „Der Fürst ist tot.“ Ich bin wie gebrochen. Sende sofort ein Kondolenztelegramm nach Friedrichsruh. Gepackt; mit demselben Zug wie der Staatssekretär von Semmering nach Berlin abgereist.

Stangenteich, im Sachsenwald,
den 1. August 1898.

In Berlin angekommen, bestelle ich sofort in Hamburg telegraphisch dreiundachtzig weisse

Rosen, die ich dem grossen Dahingegangenen auf seinem Sterbelager niederlegen will. Ein Uhr fünfzehn Abfahrt nach Friedrichsruh; im Zuge die Schwester des Fürsten, Gräfin Malvine Arnim-Kröchlendorff, ausserdem eine Anzahl von hohen Würdenträgern, die zum Kaiser nach Kiel befohlen sind, darunter von Bülow, von Lucanus. Beim Aussteigen in Friedrichsruh sehe ich, wie Graf Bill seine Tante empfängt. Begrüsse denselben tiefgerührt. Welch ein Wiedersehen! Ins Schloss. Sämtliche Kinder des Fürsten verlassen soeben, in tiefem Schmerze aufgelöst, das Sterbezimmer des Vaters; sie kommen von der Einsegnung seiner Leiche. Ich will, ich muss dem Fürsten ein letztes Adieu sagen; gleich darauf, um siebeneinhalb Uhr, wird der Sarg verlötet. Ich gehe in den Park zurück. Die Deputation der Altonaer Offiziere trägt ihren Kranz an den jetzt bereits geschlossenen Sarg. Dreiviertel acht Uhr tritt der dritte Reichskanzler, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, in das Trauerhaus, verrichtet seine Andacht am Sarg.

Als beim Verlassen des Schlosses der Kammerdiener Pinnow laut schluchzend und mit ganz geröteten Augen auf mich zutrat mit den Worten: „Möchte man mich nur mitbegraben,“ versuchte ich ihm Trost zuzusprechen.

Bestelle einen Wagen und fahre in dunkler Nacht planlos in den Sachsenwald hinein. Gegen zehn Uhr komme ich nach Stangenteich, in das von dem Oberst von Goldammer bewohnte Jagdhaus des Fürsten. Treffe daselbst die Familie Goldammer, Lenbach, sowie General Witzleben. Verbringe die Nacht auf dem Sofa.

Hamburg, den 2. August 1898.

Neuneinhalb Uhr mit von Goldammer, dessen Tochter Cara, sowie Lenbach zurück nach Friedrichsruh. Vor dem Schlosstor auf der Strasse und um die Gartenmauer wimmelt es von Spezialkorrespondenten aller Blätter Europas. Mit Flüstern teilt einer dem andern die letzten Vorgänge mit; dann geht's sofort in das Telegraphenbureau, um die Neuigkeiten nach allen

Windrichtungen zu drahten. Der Generalpostmeister von Podbielski hatte in überaus praktischer Weise angeordnet, dass der grösste, verfügbare Raum im Friedrichsruher Postamt den Mitgliedern der Presse zur Verfügung gestellt werde. Überdies hatte er eine grössere Anzahl von Telegraphisten dorthin beordert, so dass der Depeschenverkehr sich glatt abwickelte.

Treffe vor dem Schlosse Sidney Whitman aus London, der soviel Treffliches über den Fürsten der Welt bekannt gegeben hat*) und die Deputation des preussischen Herrenhauses, den Grafen Hutten-Czapski und Baron Manteuffel, welche einen Kranz am Sarge Bismarcks niederlegen; gehe mit Lenbach und Sidney Whitman jenseits der Bahn über das Kartoffelfeld, um die Stelle zu besehen, welche als

*) Von einigen meiner Erlebnisse im Hause des Altreichskanzlers Fürsten von Bismarck hat Sidney Whitman, dem ich sie erzählt, in seinen Veröffentlichungen Gebrauch gemacht.

letzte Ruhestätte Bismarcks in Aussicht genommen ist. Unsere Unterhaltung dreht sich über die Auswahl dieses Platzes, über die für heute nachmittag erwartete Ankunft Seiner Majestät, über die Schwierigkeiten, mit denen angesehene Vertreter der Presse bei ihren Informationen zu kämpfen haben, über die ungenügenden Raumverhältnisse im Schlosse; wir tauschen Bismarck-Erinnerungen aus. Setze mich auf die Bank an der Ecke des Waldrandes, unter die alte Buche, auf welcher der Edle so oft ausgeruht. Zurück über die Hirschgruppe an die Bahn, wo ich mich von Lenbach, der nach Berlin fährt, verabschiede. Nach einer Stärkung in Gesellschaft von Sidney Whitman und Ralph, dem Vertreter von Harpers „Illustrated London Magazine", gehe ich ins Schloss und nochmals an den Sarg des Grossen. Zwei Förster stehen Wache. Um dreiviertel sechs Uhr treten die Angehörigen mit Ausnahme der Schwester und der Tochter des Fürsten aus dem grossen Tor, woselbst die

Ehrenkompagnie unter Hauptmann von Glöden Posto gefasst hatte. Fünf Uhr fünfzig hält der kaiserliche Sonderzug. Die Ehrenkompagnie präsentiert. Die Kaiserin tritt mit dem Fürsten Herbert, der Kaiser in Admiralsuniform mit der Fürstin Herbert ins Schloss, gefolgt von dem Staatssekretär von Bülow, dem Chef des Zivilkabinetts von Lucanus und des Kaisers militärischem Gefolge. Die Züge der Kaiserin verraten tiefe Erregung; der Kaiser sehr ernst. Die Andacht ist um sechs Uhr fünfundzwanzig Minuten vorbei. Der Teil des Gefolges, welcher wegen der engen Raumverhältnisse in dem Sterbezimmer nicht hatte eintreten können, besieht sich in der Zwischenzeit die auf dem Rasen vor dem Wohnungseingang liegenden Kränze, die von einem Reichtum und einer Blütenpracht sind, wie ich sie nur am Sarge von Bismarcks Herrn und Gebieter, Kaiser Wilhelm dem Grossen, im Berliner Dom gesehen habe.

Um halb sieben Uhr tritt das Kaiserliche

Paar aus dem Schlosse. Die Kaiserin hat sehr geweint. Die Mitglieder der Familie begleiten unter Tränen Ihre Majestäten an den Hofzug, der um sechs Uhr fünfunddreissig Minuten abfährt.

Hamburg, den 3. August 1898.

Das waren zwei schwere, ereignisvolle Tage, und ich bin wie gebrochen, denn Erschütterndes hatte ich von zuverlässiger Seite in Friedrichsruh noch über die letzten Stunden des Fürsten erfahren. Derselbe hat einen schweren Todeskampf gehabt und entsetzliche Schmerzen gelitten. In einem fort rief er: „Hilf, hilf!“ Im Phantasieren nannte er Serbien, England, die Türkei, Russland; dann rief er wieder: „Aber ach, Deutschland! Deutschland! Deutschland!“ Krampfhaft riss er dabei an einer starken Quaste und an einer dicken Schnur, die über seinem Lager angebracht war, um sich in gesunden Tagen ohne fremde Hilfe leichter aufrichten zu können.

Die Trauer, die über Hamburg liegt, macht

sich äusserlich überall bemerkbar. Viel schwarze Kleider.

Die Erwartung, dass die gesamte deutsche Nation unverweilt dazu schreiten würde, dem hehren Toten das grösste Denkmal aller Zeiten mitten in seinem geliebten Sachsenwalde zu errichten, bestimmte mich, sofort mit dem Senat der Stadt Hamburg dieserhalb in Verbindung zu treten.

Hamburg, den 5. August 1898.

Lasse bei Seyderhelm einen Strauss aus Kornblumen binden, mit Schleife in den Bismarckschen Farben und dem Aufdrucke: „In Treue fest.“ Der Strauss kommt auf den Sarg.

Hamburg, den 6. August 1898.

Um zehn einhalb Uhr finde ich mich in der Michaeliskirche zu der einfachen, aber überaus würdigen Trauerfeier für Bismarck ein. Der Senat, die Vertreter der Bürgerschaft, die Diplomaten, Konsuln und das ganze vornehme Patriziertum Hamburgs, wie der einfache Mann, füllen die Räume des Gotteshauses.

Hamburg, den 15. März 1899.
Streits Hotel.

Da mir mitgeteilt wurde, dass morgen die Särge von Fürst und Fürstin Bismarck nach ihrer dauernden Ruhestätte überführt werden sollen, reise ich von München sofort nach Hamburg.

Friedrichsruh, den 16. März 1899.

Der Kaiser kommt mit grossem Gefolge und Ministern an. Die beiden Särge werden herausgetragen, der Zug formiert sich, und unter den dumpfen Klängen eines Trauermarsches wird, was vergänglich ist von dem Unsterblichen, gefolgt vom Kaiser und den Leidtragenden, den Förstern, der Dienerschaft zwischen den vom Schlosse bis zur Grabkapelle Spalier bildenden Fackelträgern, zur Grabkapelle gebracht. Der Sarg der Fürstin auf den Schultern der Förster des Hauses, der Sarg des Fürsten auf den Schultern der Kürassiere seines Regiments. Der Beisetzung des grossen Mannes in der kleinen Kapelle

wollte ich nicht beiwohnen; ich fühlte, dass nunmehr der Augenblick gekommen sei, um für immer Abschied zu nehmen von den Räumen und dem mir heiligen Hause, in welchem ich von zwei edlen Menschen so viel Gutes erfahren. Beim Eintreten finde ich alle Türen offen, ausser der alten Beschliesserin keine Seele im Schloss. Sie führt mich in den Salon, nach dem Speisezimmer, nach den Zimmern der Fürstin, in das Schlafzimmer, das ich mehrmals bewohnt, in das Arbeitszimmer, zuletzt in das Sterbezimmer des Grossen. Die Läden in dem letzteren sind noch geschlossen, Hunderte von Kränzen liegen umher. Die Tränen stürzen mir herunter. Adieu für immer, Friedrichsruh. Adieu, Fürstin. Adieu, Fürst, der du trotz deiner Grösse und Macht in der Politik ein einfacher, ein guter Mensch geblieben bist, für mich der Inbegriff des urdeutschen Mannes.

Die hellsten, die reichsten Tage meines Lebens liegen nun hinter mir.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



Eugen Wolf

1904